

n. 7f

Zeugniss von Christo

in

Predigten.

Von

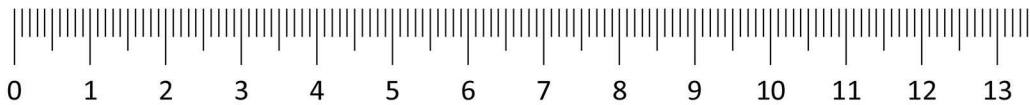
W. Fr. Gustav Carus,

Königl. Consistorial-Rath und Pastor an der Neustädtischen Gemeinde in Posen.

Posen,

E. S. Mittler'sche Buchhandlung.
(A. E. Döbner.)

1858.



BIBLIOTEKA UNIW. W POZNANIU

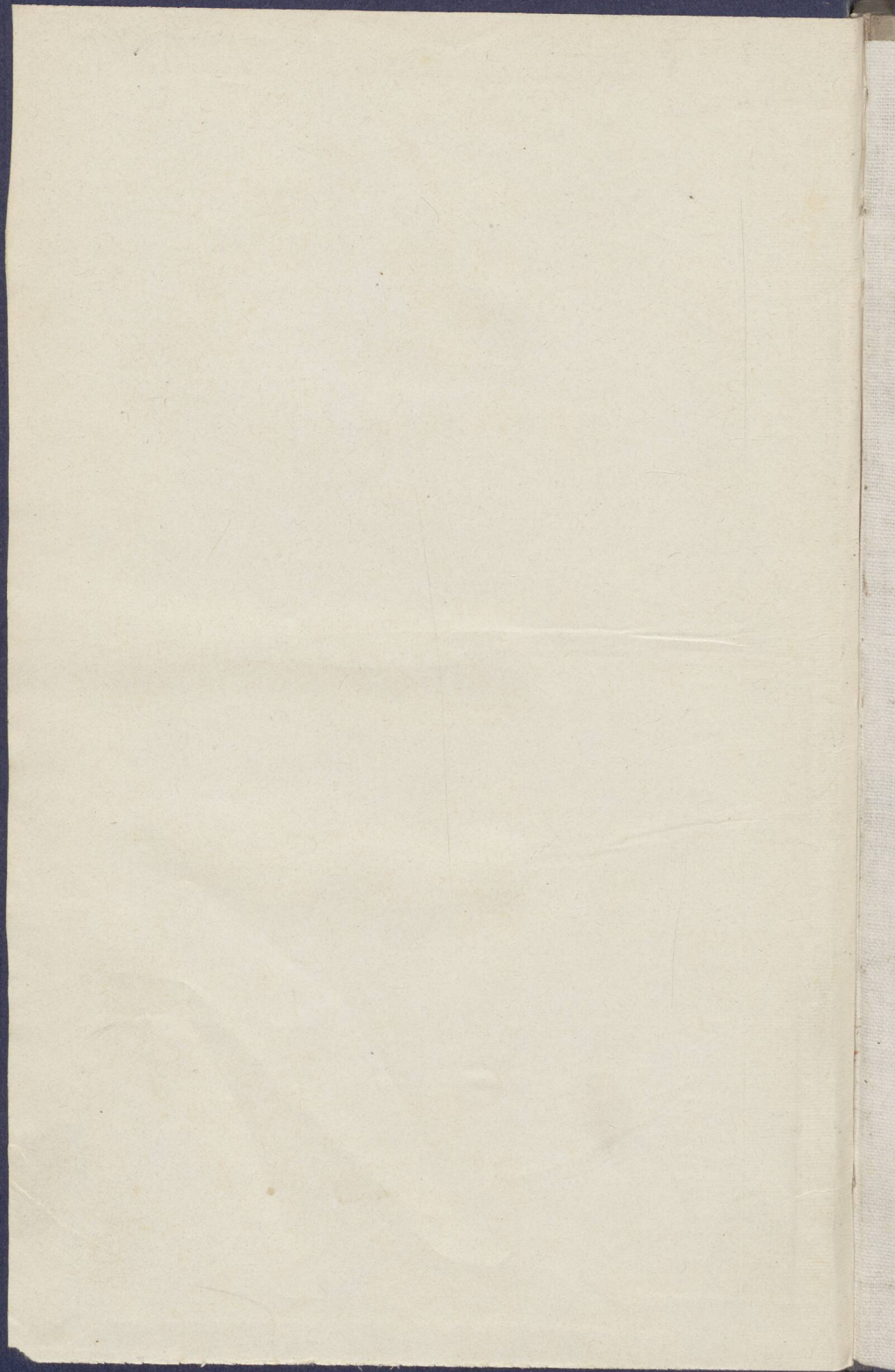


II
259789

**Wypożycza się
tylko do czytelní**



IX B 60.



n. 11

Zeugniss von Christo

in

Predigten.

Von

W. Fr. Gustav Carus,

Königl. Consistorial-Rath und Pastor an der Neustädtischen Gemeinde in Posen.



Posen,

E. S. Mittersche Buchhandlung.
(A. E. Döpner.)

1858.

otairu u nou asingus

antididit

259 489. II
antididit . . . III



Wien

Wien, gedruckt bei M. Böhm

1950 Da 3858

I, 2, 1461

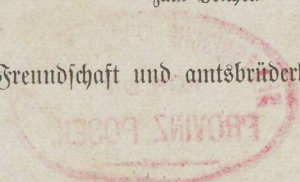
Herrn

Ernst Radecke,

Gräfl. Stolt.-Wernig. Consistorial-Rath u. Hofprediger zu Wernigerode

zum Zeichen

treuer Freundschaft und amtsbrüderlicher Gemeinschaft



zugeeignet

vom Verfasser.

ak 1118



TX B 65

Vorwort.

Als Fingerzeig für den Unbekannten unter den günstigen Lesern, dem dies Büchlein etwa in die Hände fiel, stehe hier bescheidenlich die Erklärung voran, daß es im Sinne des Verfassers lediglich als Manuscript für Freunde angesehen sein will, zu dessen Herausgabe ich mich entschlossen habe nicht bloß und nicht sowohl zufolge der aus meinem gegenwärtigen Zuhörer-Kreise ausgesprochenen Wünsche, als vielmehr um der lieben Seelen willen, mit denen mich der Herr in meinen früheren Wirkungskreisen zusammengeführt hat. Ihnen nach mehrjähriger Trennung aus der Ferne ein erneuertes Lebenszeichen zur Begrüßung und zum Zeugniß fortdauernder Gemeinschaft im Herrn zu senden, ist mir selbst ebenso sehr ein Herzensbedürfniß gewesen, als es von ihnen begehrt worden. Sie werden in diesen Predigten dasselbe Evangelium und denselben Geist wiederfinden, in welchem ich es unter ihnen öffentlich und sonderlich zu treiben mich beflissen habe. Sollten sie einen Unterschied in der Haltung des Tones wahrnehmen, und ihnen namentlich das Lehrhafte, das Element der Schriftauslegung und das Bestreben eines tieferen Eindringens in die Geheim-

nisse der Gottseligkeit mehr als sonst zurückzutreten scheinen, so wollen sie erwägen, daß diese Predigten keinen amtlich geordneten seelsorgerlichen Verkehr zur Voraussetzung haben, sondern sämmtlich in der erst vor Kurzem abgelaufenen Zeit gehalten sind, wo ich, eines bestimmten geistlichen Amtes entbehrend, nur gastweise in dieser und jener Kirche hiesiger Stadt oder Provinz als Prediger auftreten konnte. Daß in solchen vereinzeltten Zeugnissen, zumal vor großstädtischen Gemeinden von sehr gemischtem Charakter die Hauptsumma evangelischer Predigt: rechtschaffene Buße und lebendiger Glaube an Jesum den Sohn Gottes, besonders einfältiglich in den Vordergrund zu treten habe, drängte sich mir als ein Bedürfnis auf, welchem der Prediger auch mit etwaiger Verleugnung seiner eigenthümlichen Natur genügen mußte.

Was die Reihenfolge der Predigten anlangt, so haben einige derselben, namentlich Nr. IX. und X., aus Anlaß zufälliger Hindernisse während des Druckes, eine unrichtige Stelle erhalten, eine kleine Unordnung, über welche der Leser freundlich hinwegsehen wolle.

„Herr, du wollest dich aufmachen und über Zion erbarmen; denn deine Knechte wollten gerne, daß sie gebauet würden und sähen gerne, daß ihre Steine und Kalk zugerichtet würden!“ Unter solchem Seufzen aus der Tiefe sind vorstehende Zeugnisse meiner Seele entquollen. Der Herr hat uns augenblicklich eine äußerlich geruhige Zeit beschert; wie lange diese Friedenspause dauern werde, weiß Er. Thun wir denn, Jeder an seinem Theile, Fleiß, daß über dem um

den kirchlichen Ausbau innerhalb der Gemeinde
heiß entbrannten Streite das stille, geistliche Bauen
der Seelen nicht verabsäumt werde! Eine geringe
Händreichung zu diesem Dienste möchten gern auch
diese Blätter gewähren. Des Herrn Gnade wolle
dazu ihren Ausgang und Eingang gesegnet sein lassen!

Posen, den 23. März 1858.

Carus.

den Tischleren haben unthunlich vor dem
beim kaltenen Ende die helle, weisse
der Seiten nicht vorhin zu werden. Die
Kochung in einem Topf, welcher sehr
diese Platte werden. Die Platte
den oben haben und durch die
Licht, den 22. März 1852.

W. G. G.

I.

Zeugniß von Christo.

Der Herr ist in seinem heiligen Tempel! Es sei stille vor ihm alle Welt! — O baue dir, dreieiniger Gott, auch in uns deinen Tempel auf, und mache unsere Seelen stille zu dir, auf daß sie merken, was in und mit dem hier gepredigten Wort dein heiliger Geist inwendig predigt einem Seglichen unter uns! Gedente unser und segne uns! Amen.

Römer 1, 16.

Denn ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich, und auch die Griechen.

Andächtige, im Herrn Jesu geliebte Gemeinde! Ein Zeugniß von Christo, ein Zeugniß von seinem Evangelium, dies und nichts Anderes soll jede christliche Predigt sein. Ein solches haben wir auch vor uns in dem vorgelesenen Wort des Apostel Paulus, welches daher, gehörig entfaltet und beleuchtet, von selbst zur Predigt werden muß. Es verdient aber eingehende Erwägung besonders nach drei Seiten hin. Denn es bezeichnet erstlich mit kurzem schlagendem Ausdruck den Kern und das eigentliche Wesen des ganzen Evangeliums, — es sei dasselbe, sagt der Apostel, eine Kraft, näher eine Kraft Gottes, und zwar eine Kraft Gottes, die da selig macht. Zweitens giebt Paulus hier den Weg und die Bedingung an, um das Evangelium in diesem seinem wahren Wesen zu

erkennen und innerlich zu erfahren — es sei dasselbe die seligmachende Kraft Gottes für Alle, die daran glauben, — und drittens endlich bekennet er, daß er aus dieser innern Erfahrung heraus Muth und Freudigkeit zum Ablegen jenes Zeugnisses finde: ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht. — Diese drei Stücke haben wir nunmehr näher zu betrachten.

III. Ueber die Kirche

Was das eigentliche Wesen des Evangeliums sei? Die Antworten auf diese Frage lauten verschieden. Wir reden jetzt nicht von dem Spott der gottbergeffenen Welt, die flugs mit dem Urtheil fertig ist: das Evangelium ist eine Thorheit, eine Schwäche, ist Aberwitz und Unvernunft! — Wir reden von solchen, die es hoch und werth halten. Unter diesen hört man verschiedene Stimmen. Die Einen sagen: das Evangelium, einm, das ist die Kirche; wer Theil hat an dem Einen, der hat auch Theil an dem Andern. Aber diese Behauptung ist nur zur Hälfte wahr. Gewiß ist, daß das Evangelium auch Gemeinschaft an der Kirche giebt. Es schafft, es gestaltet ja die kirchliche Gemeinschaft aus sich heraus mit allen ihren Ordnungen und Aemtern, ihren Lehrern und Predigern, ihren Sabbathen und Feiertagen, ihren Tempeln und Glockenklingen, ihren Gottesdiensten und Communionen: und wäre sie nicht schon da, diese kirchliche Gemeinschaft, das Evangelium würde sie heut schaffen müssen. Gewiß ist, wer wirklich vom Wesen des Evangeliums ergriffen ist, der fühlt denselben Drang, wie der Psalmist ihn ausspricht: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses, und den Ort, da deine Ehre wohnt; ich halte mich, Herr, zu deinem Altar, da man höret die Stimme des Dankes, da man predigt alle deine Wunder,“ — der versäumt nicht, sonntäglich fröhlichen Herzens hinzuwandern unter den Haufen derer, die da feiern. Mit Recht wird man schließen: eine Gemeinde oder einzelne Christen, die die Kirche meiden, die sind auch fremd und fern vom Evangelium; aber man

wird nicht auch umgekehrt folgern dürfen, wer fleißig zur Kirche sich hält, daß der damit auch schon in das Wesen und den Kern des Evangeliums eingedrungen sei. Denn das Wesen des Evangeliums ist nicht kirchliche Uebung: es ist Kraft, sagt der Apostel.

Anderer antworten anders auf die Frage, was das Evangelium sei: es ist die Bibellehre, es ist die Erkenntniß von der Offenbarung der Gnade und Wahrheit in Christo. Davon ist dies richtig, daß wer im Wesen des Evangeliums steht, daß der allerdings auch in der Erkenntniß immer mehr wachsen, daß der über die Geheimnisse des Reiches Gottes, z. B. über die Lehre von der Gottheit Jesu Christi, von der Erbsünde, von dem Erlösungstode des Herrn immer mehr Licht und Verstand erhalten wird; aber das ursprüngliche, das innerste Wesen des Evangeliums liegt nicht im Erkennen, ist nicht Verstandeswerk und Wissenschaft. Es kann einer sehr bewandert sein in der Schrift, kann mit Schärfe und Klarheit die Dinge des Reiches Gottes durchforscht haben, und dabei doch unberührt von seinem wahren Wesen geblieben sein.

Noch Andere sagen: das Evangelium ist Zubrust der Seele, ist eine Welt andächtiger Empfindungen, frommer Rührungen, erbaulicher Stimmungen. Aber wie viel Herzenrührungen giebt es, die mit dem Wesen des Evangeliums nichts zu schaffen haben; wie viel taube Blüthen, die keine Frucht ansetzen!

Was sagt nun der Apostel? Das Evangelium ist eine Kraft. Also nicht äußerliches Kirchenwesen, nicht Verstandes-, nicht Gefühls-, nein ein Kraftwesen ist es, was den Menschen durch und durch ergreift, ihn überall hebt und trägt — Flamme Gottes ist es, auf dem inwendigen Heerd der Seele angezündet, die den ganzen Menschen durchwärmt und durchleuchtet und auch leuchtend und wärmend aus seinem ganzen Wandel hervorbricht, — Dem des Allmächtigen, der ihn neue Lebenskräfte einhaucht, der dem Willen neue Triebe und neues Feuer giebt, der im Stande ist, einen Menschen von Grund aus umzuwandeln und seinem Streben die entschie-

dene Richtung auf Gott und das Himmlische hin zu geben. Kraft ist das Evangelium, und Kraft wirkt es, und wo es so nicht wirksam ist, da ist es überhaupt nicht vorhanden.

Weiter sagt nun der Apostel, das Evangelium sei eine Kraft Gottes, die da selig macht. Fragt man die Welt, was das Christenthum bewirke, so wird es heißen: o das macht trübsinnig und unglücklich, es raubt dem Gemüthe seine Heiterkeit und Frische. Aber gerade im Gegentheile erklärt der Apostel: nein, es macht selig. — Wohl zeigt es uns, wie wir von Natur in einem trostlosen Zustand leben, entfremdet von Gott, hingegeben an die Welt und ihre Lust, ruhelos hin und hergetrieben von der Eitelkeit der Erde; ein Zustand, in welchem Hunderte und Tausende leben, ohne daß sie ein volles Bewußtsein ihrer Unseligkeit haben. Das Evangelium deckt ihn uns auf, diesen ganzen Jammer eines Lebens ohne Gott, diesen ganzen Abgrund, an dessen Rand man ohne Christum unablässig schwebt, aber es zeigt ihn uns nur, um uns in einen neuen, in einen seligen Zustand hinein zu versetzen, uns aus der argen Welt zu „erretten“, wie das griechische Textwort sagt, in einen Stand hinein, wo man Leben und volle Genüge haben kann. O was für ein herrlich Wesen hat ein Christ, Wenn er ist Recht in Gott genesen! — Er hat über sich, wo er geht und steht, einen offenen Himmel, einen gnädigen Gott, und einen stets freien Zugang zu seinem Throne, hat einen Heiland, der seine Sünde auf sich nimmt und ihm den Frieden Gottes schenkt, der höher ist denn alle Vernunft; er hat einen Platz, wo er Trost findet für jedes irdische Wehe, Stärke und Ergebung auch in die schwersten Führungen, wo er mit immer neuer Liebe zu allen Menschen erfüllt und wo er zuweilen mit Freuden überschüttet wird wie mit einem Strome: — das ist der Platz, da er auf seinen Knien liegt vor dem Angesichte Gottes, da er an dem Herzen des Vaters ruht und etwas von dem Psalmworte schmeckt: „Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde! Und wenn mir gleich Leib

und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil!" Ein seliges Leben hat ein wahrer Christ, ich sage nicht gerade ein leichtes Leben: denn wie oft muß es nicht mit ihm von außen durch Streit, von innen durch Angst gehen! Aber drückt die Last schwer, so wird auch die Kraft desto stärker, die da hebt und trägt; und gehts einmal an die Sterbensnoth, nun so tritt der dann herfür, der die Schrecken des Todes überwunden und das dunkle Thal mit Licht aus der Höhe erhellt hat!

Ja, Gottes Kraft ist das Evangelium und muß es sein, weil es selig macht. Denn bloß menschliche Kraft und Begabung vermag dies nimmer zu bewirken. Menschliche Gaben, Kräfte, Talente reichen etwa aus, um sich ein äußerlich glückliches Loos zu bereiten, sich Reichthum oder Ehre und einen angesehenen Namen zu verschaffen; aber das Alles kann einer besitzen und dabei doch inwendig ein recht elender unglücklicher Mensch sein. — In jeder Brust ist eine leere Stelle, die kann nur Gott allein mit seiner Gnade ausfüllen, den wahren Frieden der Seele giebt nur die Kraft von oben. O so wirke denn doch, du Kraft des lieben werthen Evangeliums, du Himmelskraft des heiligen Geistes, so wirke doch in uns Allen das Seligsein, danach uns dürstet aus innerster Begierde.

2.

M. G.! Wenn demnach ein Weltmensch spottet, das Evangelium sei eine Schwäche und eine Thorheit: so wissen wir nun, daß ein solcher auch noch nicht ein Zünglein von des Evangeliums innerstem Wesen erfaßt haben kann; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht. Aber warum giebt's denn doch nun so gar Viele, die von dieser Kraft nichts in sich erleben und wahrnehmen? Ist es denn so schwer, den Weg zu dieser Erfahrung zu finden? Der Apostel nennt uns denselben, wenn er sagt: das Evangelium ist eine seligmachende Kraft Gottes für Alle, die daran glauben. Ist nun

das Glauben eine so schwere Sache? Ei nun, leicht und schwer, je nachdem. Leicht für den Einen, schwer für den Andern. Leicht für Petrus, schwer für Nikodemus, leicht für ein Kind, schwer für einen Alten. Schwer auch manchmal für den Anfang, und dann immer leichter in dem weitem Fortgang; oder auch umgekehrt, leicht im Anfang und schwer im Fortgang, wie der Dichter sagt:

Das ist das wunderbare Ding,
 Erst scheint's dem Kinde zu gering,
 Und dann zerglaubt ein Mann sich dran
 Und stirbt wohl, eh' er's glauben kann.

So sind denn auch die Zeitalter verschieden: das eine ist vor dem andern für den Glauben verschlossen. Wir leben offenbar in einer Zeit, die man als eine vorherrschend glaubensarme bezeichnen muß. Zum Glauben gehört ein kindliches unbefangenes Wesen, gehört ein arglos herziges Sichhingeben an den Andern: ein Zug, den man nicht eben stark in unserem Zeitalter ausgeprägt findet. Dies zeigt sich schon im Verkehr der Menschen unter einander, aus welchem Treu und Glaube größtentheils geschwunden, der voll ist von Argwohn und gegenseitigem Mißtrauen. Wie schwer wird es Manchem, an einen geraden, lautern Charakter auch nur zu glauben! Es giebt sogar Leute, die sich von der Ueberzeugung nicht abbringen lassen, ächte, wahrhafte Frömmigkeit gebe es überhaupt nicht, sondern überall, wo christliche Gesinnung ihnen entgegentritt, da wittern sie Beschränktheit, wenn nicht Schwärmerei, oder Heuchelei. Und wir wollen doch ja nicht vergessen, meine Geliebten daß dies argwöhnische Wesen leider! nur allzu oft auch wirklich nicht ohne Berechtigung ist. Es geht durch unsre Zeit ein widerlicher Geist der Unwahrheit, ein Geist des Schwindels, der Lüge und der Unlauterkeit, und in alle Gebiete des Lebens dringt dieser unheimliche Geist ein. Darum sehe doch Jeder zunächst zu, wie es um ihn selbst stehe, und namentlich Diejenigen, die sich lebendig zum Herrn und seinem Wort bekennen wollen! Wie? Ist denn das Evangelium bei uns wirklich die

Gotteskraft, die seligmachende, die unser ganzes Denken und Thun, Dichten und Trachten durchdringt? Oder ist nicht vieles davon bloßes Phantasie- und Gefühlswesen, oder ein todter Wissenskram, oder äußerlich kirchlicher Werkdienst? M. G.! Wenn diejenigen, die Christen sein wollen, es auch mit ganzem Ernst wären, wenn sie das Evangelium als eine Kraft in sich wirken und dadurch in ihrem ganzen Wandel sich treiben ließen: gewiß, der Unglaube, die Abkehr vom Evangelium würde nicht so groß sein. Aber unser halbherziges, lahmes, salzloses Christenthum kann unmöglich der Welt einen sonderlichen Eindruck machen und ihr Respekt einlösen. O ich fürchte, es ist Zeit, daß das Gericht anfangt am Hause Gottes. Thue Buße, ruft die Stimme dessen, der Augen hat wie Feuerflammen, und seine Füße gleich wie Messing, thue Buße, wo aber nicht, werde ich zu dir kommen bald und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte!

Indessen der Argwohn der Welt richtet sich nicht allein gegen die Zeitgenossen, gegen die heutigen Christen, er kehrt sich auch gegen die Zeugen Gottes aller Zeiten, gegen die Apostel und Propheten des Herrn, ja gegen ihn selbst, den Herrn der Herrlichkeit. So ein ächtes Kind dieser Zeit will von einer festen, ewigen, über die Sinneswahrnehmung hinausliegenden Wahrheit überhaupt nichts wissen. Was man nicht messen kann mit der Elle, was man mit den Händen nicht greifen, mit Zahlen nicht berechnen kann, das gilt ihm nicht als ein reelles Gut, ist für ihn so gut wie garnicht vorhanden. Trug und Wahn muß das geheimnißvolle Sehnen heißen, das der Tiefe jeder Seele entquillt, und das mit oft unverständlichem Zuge sich heraufarbeiten möchte dem unbekanntem Gott entgegen. Wenn nun aber das menschliche Wesen doch durch und durch auf's Glauben angelegt, auf das Leben in der unsichtbaren Welt des Geistes, auf Christum hin geschaffen ist, wie das Auge für die Sonne: was sind's denn nun für Gewalten, die im Geschlechte dieser Zeit den Glaubensnerv tödten? Der Apostel erwähnt im Texte der Juden

und der Griechen, beide blind damals für den Glauben, die ersteren wegen ihrer Selbstgerechtigkeit, indem ihnen die Predigt von der Buße, von der Nothwendigkeit einer Veröhnung durch das Blut Christi zum schweren Vergerniß gereichte; die andern, die Griechen, wegen ihres Bildungsdünkels, da ihnen die Lehre von einem gekreuzigten Erlöser als eine Albernheit vorkam. — Die Selbstgerechtigkeit und der Bildungsdüffel, — diese beiden Hindernisse stehen auch dem Geschlecht unserer Zeit für den Glauben vielfach im Wege. Sie dünken sich viel zu klug, die Kinder dieses Geschlechts, sie habens in ihrer Meinung viel zu weit gebracht, als daß der alte Christenglaube für sie noch paßte. Sie kommen sich so hoch, so geistreich, so überaus tugendhaft und fromm vor, daß die Zumuthung, Vergebung der Sünden zu suchen und entzündigt zu werden durch Christi Blut, ihnen als eine Entwürdigung erscheint: obwohl es doch kaum etwas Arnseligeres giebt, als die paar kümmerlichen, oberflächlichen Begriffe, mit denen unsere Zeitbildung sich spreizt, kaum etwas Widerwärtigeres, als jene Empfindsamkeit, die sich in den Mantel der eigenen Tugend hüllt und sich wohl darin verwahrt, damit kein scharfer Luftzug bei der Predigt von der Sünde, von Gericht und Verdammniß sie berühre. —

Ach, meine Lieben! das Evangelium soll Alle, Alle selig machen, hier stehts geschrieben, und dazu wirds Jahr aus Jahr ein sonntäglich in allen Kirchen gepredigt. Ist es nun nicht zum Erbarmen, wenn man in die Welt hineinsieht, und überall so viel unselige Herzen, so viel glaubenslose oder glaubensmatte Gemüther antrifft, so viel Schwach- und Halbgläubigkeit, die, je länger sie in diesem schlummerähnlichen Zustande verweilt, immer unfähiger wird zu einer durchgreifenden Bekehrung, zu einer vollen Hingabe des ganzen Menschen! Gott schlägt so gewaltig mit seinen Gerichten und Bücktigungen, aber man fühlt es nicht! Er redet, aber man vernimmt es nicht!

Doch über diesen Klagen frage Jeder vor allen Dingen, was ihm als Pflicht ausliege. Paulus zeigt es uns. Er wei-
 het sein ganzes Leben mit Freudigkeit dem Herrn: sein ganzer
 Wandel ist ein fortgehendes Zeugniß vom Evangelium, denn,
 sagt er, ich schäme mich desselben nicht; er hat den Muth,
 sich zu diesem verachteten Wort vom Kreuz zu bekennen, ob
 auch die Weisen dieser Welt ihn darüber auslachen, er will
 als ein Glied der verspotteten Nazarenersekte in Rom aufstre-
 ten, wie er schon in Athen den Philosophen gegenüber gestan-
 den hatte. Versetzt euch nur in die Lage des Paulus und der
 zwölf Apostel, der armen Fischers- und Handwerksleute, die
 zu den Thoren Jerusalems hinausgehen, um die Völker zu
 Jesu Füßen auf die Kniee niederzulegen, ohne alle äußerliche
 Mittel, ohne wissenschaftliche Bildung, ohne gelehrtes Studium,
 einzig und allein ausgerüstet mit der armen Botschaft von dem,
 was sie gehört und gesehen haben, und mit dem Geist des
 Zeugnisses, — und Paulus zwar im Besiße jener Mittel, aber
 nicht von fern daran denkend, sich durch sie den Weg zu
 bahnen, denn auch er kommt nicht mit hohen Worten mensch-
 licher Weisheit und will nichts wissen als Jesum den Ge-
 kreuzigten. Aber sie schämen sich nicht — sie wissen,
 das Evangelium ist doch die Gotteskraft, die allein die Men-
 schen selig macht; und wie sie selbst dies erfahren haben durch
 die überschwengliche Barmherzigkeit Gottes, so drängt es sie
 wie eine Schuld, die sie auch den Andern abtragen müssen:
 „ich bin ein Schuldner beides der Griechen und der Un-
 griechen!“ — Ihr eigenes Gewissen läßt ihnen keine Ruhe,
 wenn sie das Wort des Zeugnisses verschweigen wollten. „Wehe
 mir, wenn ich es nicht predigte!“ sagt derselbe Apostel.

Meine Geliebten! heut zu Tage ist's viel leichter, sich
 zum Evangelium zu bekennen. Eine vielhundertjährige, ja mehr
 als tausendjährige Geschichte bezeugt es als die seligmachende
 Kraft Gottes, zahllose Märtyrer haben ihr Blut darum ver-

gossen, hervorragende Menschen aus allen Zeiten und Völkern haben darauf gelebt und sind darauf gestorben, ja auch in unserer Zeit fehlt es nicht an erhebenden Vorbildern. — Und doch, wie viel Kreise und Gemeinschaften giebt es, wo man sich des Namens Jesu und seines Evangeliums schämt und wo diese heillose sündliche Scham wie ein Bann aufliegt, der Herz und Mund versiegelt! Manche Ehe wird Jahrelang geführt, Mann und Weib reden über tausend Dinge mit einander, aber noch kein einzig Mal sind sie zusammen niedergefallen vor dem Herrn in ihrem Kämmerlein, um ihre Herzen gemeinsam vor ihm auszuschütten und ihn in Dank und Fürbitte um Segen für Haus und Kind anzusehen! Und selbst wenn 'mal der Vorsatz dazu aufsteigt, der Mann würgt vor Schen das Wort wieder hinunter, ehe er's herausbringt. Ach schäme sich doch nur kein Hausvater vor den Seinigen, des Morgens und des Abends nach dem heiligen Buche zu greifen und daraus zu beten; schäme sich doch kein Christ, dem Spötter gegenüber ein ernstes Wort zu reden, und sich dem Gelächter und Hohne auszusetzen! Schäme dich nicht, sonntäglich hierher ins Haus des Herrn zu gehen, in der Besorgniß, man möchte dich für einen Scheinheiligen halten! Alle solche Rücksichten, die den Schwachen wie Stricke binden, werden da, wo das Evangelium nur rechte Kraft wird inwendig, zu Spinnfäden, die man mit Leichtigkeit zerreißt. —

Und schäme dich auch nicht vor dir selber, in deinem einsamen Zimmer auf deine Kniee oder dein Angesicht zu fallen, schäme dich nicht, wenn im Schmerz über deine Sünde dir das Auge naß wird, — eine solche Thräne schändet nicht, sondern ehrt einen Mann vor seinem Gott! — Dein Heiland ist es wahrhaftig werth, daß du dich als den Seinen bekennst. Hat er sich doch auch nicht geschämt, uns Brüder zu heißen und sich uns gleich zu thun. Er hat's mit seinen unendlichen Opfern um uns wahrlich verdient, daß wir ihm Treue beweisen. Schämten wir uns vielmehr aus Herzensgrunde nur darüber, daß wir so lauwarm gegen ihn gesinnt sind, ja daß wir vielleicht lange

schon Gewissensvorwürfe empfinden, und doch nicht mit Kraft durchgreifen, so lange schon die Ueberzeugung haben, es müsse anders mit uns werden und doch von einem Tag zum andern die Buße sparen und aufschieben! — Ach, worauf warten wir doch! Warum lassen wir die Zeit verstreichen, ohne auf das Himmlische zu sinnen, ohne Gott anzulaufen und in die Stille einzukehren! Wie bald, wie bald ist die kurze Frist vorüber, und es kommen die bangen Stunden, wo unsere Füße sich stoßen an den dunkeln Bergen und wo wir ein ganzes Leben voll Wollust um den Preis hingeben möchten, daß wir nur Christo, unserm Heiland, gelebt hätten! — Selig der Mensch, dessen Er sich dereinst auch nicht schämt, wenn die Schrecken des Gerichts über die arme Seele hereinschlagen! Möchte doch diese Mahnung wie ein ernstes Glockengeläute aus der Ewigkeit herüber beständig in unsere Ohren tönen! Möchte zu allen Stunden, wo der Glaube schwach und das Herz weik wird, der Spruch vor unserm Innern schweben: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben!“ — Paulus hat in der Wahrheit und Kraft dieses Wortes gelebt und ist darin vollendet worden; heut trägt er nun die Krone dafür im himmlischen Zion, und giebt Gott Gnade, so können wir uns den theuren Apostel da droben einmal aufsuchen, können uns an ihm persönlich erfreuen, und ihm danken, daß seine Worte uns gestärkt haben. Hülfe dazu Gott der Herr, daß wir in der Kraft des seligmachenden Glaubens leben und darin sterben mögen!

O Gott, mein Gott! was ist das Leben des Menschen? Ein Dampf, der verschwindet, ein Rauch, der überweht! Und was ist alle Herrlichkeit des Menschen? Eine Grasblume, wenn der Wind darüber geht, so ist sie nicht mehr da! Bei dir allein, lieber Herr, ist ewiges Leben und unvergängliches Wesen! Nur in deinem Evangelium quillt der Born himmlischen seligen Genügens! O gieß doch einen neuen Geist über Dein Volk aus, daß sie nüchtern werden von des Satans Strick und ihre Seligkeit schaffen mit Furcht

und Zittern. Erwecke neuen Hunger und Durst in uns Allen,
daß wir mit ganzer Kraft verlangen nach dem Evangelium,
diesem Brot, diesem Wasser des ewigen Lebens! Und Deine
Gnade lasse uns in immer vollerer Erfahrung jenes seligen
Zeugnisses stehen, über welches wir singen:

Dein Geist spricht meinem Geiste

Manch' süßes Trostwort zu,

Wie Gott dem Hülfe leiste,

Der bei ihm suchet Ruh',

Und wie er hab' erbanet

Ein' edle neue Stadt,

Da Aug' und Herze schauet,

Was es geglaubet hat.

Da ist mein Theil und Erbe

Mir prächtig zugericht.

Wenn ich gleich fall' und sterbe,

Stirbt doch mein Himmel nicht.

Muß ich auch gleich hier feuchten

Mit Thränen meine Zeit,

Mein Jesus und sein Leuchten

Durchsüßet alles Leid.

Amen!



II.

Jesus suchen.

(1. Sonnt. n. Epiph.)

Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott zu Dir! Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott! Ach, wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue! — O laß dich finden, lieber Herr, laß dich finden von Allen, die dich von Herzen suchen. Amen.

Luc. II. 41 — 52.

Und seine Eltern gingen alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest. Und da er zwölf Jahre alt war, gingen sie hinauf gen Jerusalem, nach Gewohnheit des Festes. Und da die Tage vollendet waren, und sie wieder zu Hause gingen, blieb das Kind Jesus zu Jerusalem und seine Eltern wußten es nicht. Sie meineten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise, und suchten ihn unter den Bekannten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wiederum gen Jerusalem, und suchten ihn. Und es begab sich nach dreien Tagen, fanden sie ihn im Tempel sitzen mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörete, und sie fragte. Und Alle, die ihm zuhöreten, verwunderten sich seines Verstandes und seiner Antwort. Und da sie ihn sahen, entsetzten sie sich. Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Sohn warum hast du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich, mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Was ist es, daß ihr mich gesucht habt? Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? Und sie verstanden das Wort nicht, das er mit ihnen redete. Und er ging mit ihnen hinab, und kam gen Nazareth, und war ihnen unterthan. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Undächtige, im Herrn geliebte Gemeinde! In unserem Evangelium haben wir die einzige Erzählung, die aus der gan-

zen Jugendgeschichte Jesu uns überliefert ist. Sie enthält aber einen überaus bedeutsamen Zug; denn wir sehen, wie hier im zwölfjährigen Knaben zum ersten Mal mit voller Entschiedenheit das Bewußtsein hervortritt, das bereits von Kindesbeinen an sich in ihm regende und hervorarbeitende Bewußtsein, daß er der Sohn des ewigen Vaters sei, zur Weltverföhnung vom Himmel gesandt. Die Knospe hat sich erschlossen. Es beginnt nunmehr das Herausblitzen der Funken und Lichtstrahlen göttlicher Majestät aus der menschlichen Erscheinungshülle, welches Maria und die Welt in wachsendes Staunen und Verwundern versetzt.

In der inhaltreichen Erzählung bewegt sich aber Alles um das Suchen und Finden Jesu. Und dieser Gegenstand berührt unsere eigene innere Geschichte viel zu nahe, als daß wir der Einladung widerstehen könnten, uns tiefer in ihn zu versenken. Wir sollen nacherleben, was Maria hier erlebt. Das Suchen, das Finden, das Mitnehmen Jesu, diese Angst, diese Freude, dies Verwundern, dies heilige Stilleben in Nazareth's Hütte — Alles dies sind Züge einer bedeutungsvollen Bilderschrift für ähnliche Erfahrungen, die jeder Christ zu machen berufen ist. Und zwar werden wir die einzelnen Vorgänge in noch weit höherer Art und vollerer Stärke erleben können, weil uns die Herrlichkeit Christi in viel helleren Strahlen leuchtet, als der Maria dazumal. Denn wir sehen in ihm nicht bloß den zwölfjährigen wunderbaren Knaben, vor unsern Augen liegt sein ganzes Leben auf Erden, sein Kreuzesleiden und Sterben, seine glorreiche Auferstehung und Erhöhung in den Himmel, sein Walten zur Rechten des Vaters, wo er die Zügel des Weltregimentes in seinen durchbohrten Händen trägt.

Wir reden also vom Suchen und Finden Jesu und sagen: 1. Wer ihn nicht hat, der soll ihn suchen; 2. Wer ihn recht sucht, der soll ihn finden; 3. Wer ihn gefunden, soll zusehn, daß er ihn behalte.

Das ist eine sel'ge Stunde,
 Da man, Jesu, dein gedenkt,
 Und das Herz von Herzensgrunde
 Tief in deine Wunden senkt.
 Wahrlich, nichts als Jesum kennen,
 Jesum suchen, finden, nennen,
 Das erfüllet unsre Zeit
 Mit der höchsten Seligkeit.

Nun so laß auch diese Stunde
 Dein Gedächtniß in uns sein!
 In dem Herzen, in dem Munde
 Leb' und herrsche du allein.
 Und laß Dein uns nie vergessen!
 Wie Maria einst geseßen,
 Da sie dir hat zugehört,
 Nach das Herz dir zugekehrt!

1.

Im Suchen, m. G., ist jeder Mensch begriffen. Es liegt von Natur eine stete Unruhe in jedem Herzen, die unablässig es mit seinem Wünschen, Streben, Hoffen in Bewegung erhält; ja darin besteht das Leben, daß diese Unruhe sich beständig zu stillen sucht und immer neu wieder hervorbricht. — Nun ist aber ein Unterschied zwischen Suchen und Suchen. Denkt an jene zween Jünger, die still und schüchtern Jesu nachwandeln, des andern Tages, nachdem Johannes über ihn gezeugt hatte. „Was suchet ihr?“ fragt der Herr, sich freundlich zu ihnen umwendend. Sie suchten ihn, sie suchten Jesum. Ganz anders klingt es, wenn Paulus im Brief an die Philipper (2, 21.) klagt: „Ich habe keinen, der so gar meines Sinnes sei; denn sie suchen alle das Ihre, nicht das Christi Jesu ist.“ — Jesum suchen oder sich selber suchen — hiermit legt sich der durchgreifende Unterschied dar, der zwischen den Menschen nach ihrer wahren Natur und Beschaffenheit stattfindet. So verschieden, so mannigfaltig auch die Stufen seien, auf denen sie in ihrem innern

Leben stehen, dennoch giebt's nur zweierlei Arten, zwei feste Classen von Menschen — solche, die Jesum suchen und solche, die sich selber suchen. Dieser Unterschied greift am tiefsten durch, er scheidet auch zwischen denen noch, die sich auf die „rechte Seite“ stellen, die Jesum zu haben, in seinem Dienst zu stehen scheinen und es selbst meinen. Auch unter ihnen finden sich deren leider! immer etliche, die trotz ihres äußeren Bekenntnisses doch nur ihr Genieß, nur ihre Ehre und Annehmlichkeit suchen. Sie sind von sich selber noch nicht los. Ihre eigene Person und deren Geltung ist der Stern, um den herum für sie Alles kreiset. Ihr Christenthum ist in Wahrheit doch nur eine feine Abgötterei, die sie mit dem eigenen Ich treiben. Aber dieser feine Götzendienst — was für ein grober Selbstbetrug! Ihr ganzes Streben — was ist es anders, als ein „Löcken wider den Stachel!“ Wer Jesum hat, der hat den Brunnen der Seligkeit, hat Frieden und volles Genüge in sich. Wie oft auch beunruhigt und angefochten im Streit mit der Welt, man findet an ihm sich immer wieder zurecht und schöpft aus seiner Fülle Erquickung für die müde Seele. Wer aber das Eigene sucht, wer sein Glück darein setzt, in seinem Lichte zu glänzen und sich selbst verherrlicht zu sehen, der findet das gerade Gegentheil, Qual, Unlust, Widerwärtigkeit die Hülle und die Fülle. Und zwar um so eher meldet sich der Stachel und bohrt um so schmerzlicher, je tiefere Einblicke in Christi Herrlichkeit man schon gethan hat. Die Seligkeit in Gott beginnt eben da und ist gerade so groß, als es gelingt, den eigenen Willen zu verleugnen und ihn in Jesu zu stillen. „Wer sein Leben lieb hat, der verliert es; und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der erhält es zum ewigen Leben.“ Nun läßt freilich, wie Dr. Luther sagt, „Fleisch und Blut seine Art nicht, bis man Schaufeln darüber schlägt.“ Straucheln und Fallen bleibt unser Loos, so lange wir in lehmernen Hütten wohnen. Aber aufrichtigen, Gott trennenden Seelen gereicht dies nur zu desto kräftigerem Aufstehen. Es handelt sich hier um die herrschende Macht im

Gemüthe, um die feste Richtung des Weges, den wir eingeschlagen haben, ob jener Ernst des Hasses gegen alles eigensüchtige Wesen, jene Tiefe und Stärke der Sehnsucht, im Herrn zu ruhen und von sich selber los zu sein, in uns vorhanden sei, aus welcher heraus der Dichter singt:

O der Alles hätt' verloren,
Auch sich selbst, der allezeit
Nur das Ein' hätt' ausserloren,
Das Herz, Geist und Seel' erfreut!

O wer doch gar wär' ertrunken
In der Gottheit Angrundsee!
Damit wär' er ganz entsunken
Allem Kummer, Angst und Weh!

O du Abgrund aller Güte,
Zieh durchs Kreuz in dich hinein
Geist, Herz, Seel', Sinn und Gemüthe,
Ewig mit dir eins zu sein.

Meine Geliebten! wenn wir nun solche, die Jesum schon in etwas kennen, die da wissen, was sie an ihm haben würden, falls sie das Suchen des Eigenen aufgäben und ihm nachgingen, wenn wir diese zum Suchen Jesu auffordern, so ist das in der Ordnung. Aber wie will man denn diejenigen dazu bringen, die bisher ihn noch nie vermist haben, die feiner garnicht bedürfen, denen alles Verständniß dafür mangelt, was die Seele an Jesu habe? — Jedoch genau genommen, giebt es solche Menschen nicht. Unsere Natur ist zu bestimmt auf Christum angelegt; im Getriebe unseres Geistes ist eine Lücke, die erst durch ihn und nur durch ihn ausgefüllt wird. — Von einigen Seen in unserem deutschen Vaterlande geht die Sage, daß in ihre Tiefe hinunter vor grauen Jahren eine Kirche versunken sei, und daß man nun in stillen Nächten, wenn der Wasserspiegel in Ruhe stehe, die Glocken aus der Tiefe könne herauf läuten hören. Solch ein See mit versunkenem Heiligthume ist jedes Menschen Herz; wirds einmal still von dem Gestürme des Welttreibens, dann ist's als

tönt die Glocken aus der Tiefe herauf. Ach was zieht dabei dann Alles durch das Gemüth! Welch Bangen und Bangen, Sehnen und Ahnen, ja welch Weh und Leid, welche Angst und Bangigkeit packt die Kreatur in so ernstesten Stunden! Die Seele weiß nicht, was ihr fehlt, aber sie weiß, daß ihr etwas fehlt, weiß, daß das eigentliche, das wahre Gut ihr verloren gegangen sei, daß ihr ganzes Leben sich nur um Eiteles, Nichtiges bewege; und darum wandelt es sie nun bei der Vorstellung der langen, bangen Ewigkeit, in deren stille Pforten sie einmal und vielleicht bald wird einziehen müssen, mit Grauen und Beben an. — Geliebte! solche Stunden erleben wir allzumal; und auch der oberflächlichste Weltmensch kann ihrer je zuweilen sich nicht erwehren. Ein Etwas von den Aengsten, die Maria im Evangelium durchzumachen hat, als Jesus ihr verloren war, drängt dann und wann sich Jedem auf. Aber siehe! das sind gerade die besten Stunden des Lebens, das sind die stillen Züge des Vaters zum Sohne; wer ihrer achtet, gewinnt reichen Segen durch sie, den führt der Herr weiter von einer Klarheit zur andern, denn jedem ernstesten Verlangen der Seele kommt auch Erfüllung entgegen. Des Geistes Wirken machts immer deutlicher, wie nur Eines noth sei: Jesum zu haben, — und lehrt den Ruf immer besser verstehen: „Suche Jesum und sein Licht, alles Andre hilft dir nicht.“

2.

Aber wir müssen näher auf den Unterschied eingehen, der auch bei dem Suchen Jesu wiederum stattfindet. Maria sucht drei Tage vergeblich, weil sie am unrechten Orte sucht. So giebt es Seelen, die nicht drei Tage, nicht drei Monden, die drei Jahre, ja dreißig Jahre hingehen, immer suchen und suchen, und doch nicht finden, immer lernen und nicht zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, die, angeregt für die höheren Dinge, doch nicht zum Glauben gelangen. Innerlich bewegt von dem Fragen nach Christo, nach Himmel, nach Sündenvergebung,

nach Seligkeit, kommt es mit ihnen dennoch nicht zum Durchbruch, nicht zur Klarheit und Gewisheit, wie es mit Christo sich verhalte, von wannen er sei, und ob er auch ihr Heiland und Seligmacher, ob auch ihnen die Sünde vergeben, das Heil zugeeignet sei. Auf keine Frage haben sie ein rundes festes Ja, sie leben in ewigem Schwanken und Schweben, in stetem Suchen ohne Finden.

Woher dies, meine Geliebten? weil ihr Suchen nicht ernst ist, nicht in der rechten Weise geschieht, weil sie nicht an die rechte Quelle gehen. Maria sucht Jesum „bei den Gefährten“; dort meint sie ihn bestimmt zu finden, bis sie enttäuscht die wahre Richtung nach Jerusalem, nach Zion einschlägt, wo sie endlich im Tempel, im Hause Gottes, beim Worte Gottes den findet, den ihre Seele sucht. So fehlt es nicht an Seelen, deren ganzes Suchen Jesu sich darauf beschränkt, daß sie sich zu „den Gefährten“ halten. Die Sache des Glaubens und der Seligkeit hat Werth, hohen Werth in ihren Augen, die Sorge um der Seele Heil erscheint ihnen als Pflicht und hat ihr Gewissen berührt. Aber sie halten es nun für ausreichend, wenn sie mit diesem und jenem christlichen Freund über göttliche Dinge eine Unterhaltung führen. Spielend und ohne Mühe möchte das beste Theil ihnen zufallen. Aber so leicht ist es nicht gethan. Mag immerhin das Unterreden mit „den Gefährten“ von Segen sein: geschieht nichts weiter zur Vertiefung der empfangenen Eindrücke, so wird dadurch Jesus nimmer gefunden. Ja der Selbstbetrug wird ärger und der Seelenschade um so größer, wenn man sich in die Einbildung hinein lebt, nun habe man ihn, weil man über ihn geredet. Nein, um ihn zu finden, dazu bedarf, wie bereits angedeutet, der ganze Mensch eine neue Richtung, die feste Richtung nach Jerusalem, nach Zion, ich meine nach dem Jerusalem da droben, ich meine das Heimweh nach jener lebendigen Stadt Gottes, in welchem der Dichter singt:

Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
 Wollt Gott ich wär in dir,
 Mein sehnend Herz ein groß Verlangen hat,
 Und ist nicht mehr bei mir.
 Weit über Berg und Thale,
 Weit über blaches Feld,
 Schwingt es sich über alle
 Und eilt aus dieser Welt.

Dorthin das Angesicht gewendet, so wandeln die, denen es ein Ernst mit Jesu ist. Licht und fest steht sie vor ihren innern Blicken, die Gestalt des Christenmenschen nach dem Wohlgefallen Gottes. Adlergleich sehen sie ihn schweben über der Erde und ihrer Luft, seine Freuden wurzeln nicht mehr in den Dingen dieser Welt; kann er sich an ihnen auch noch ergötzen, sein Inwendiges ist doch nicht mehr dabei, das innerste Pünktlein im Herzen wird dadurch nicht mehr getroffen. Eines ist, was die Welt ihm vergällt hat, das ist die Sünde, und Eine große Freudenquelle, aus der er sich labt, das ist die Erlösung durch Jesum Christ, an der ihm der Geist Gottes seinen Antheil verbürgt; Eine Haupt Sorge, die ihn beschäftigt, die in seinem Blut helle gemachten Kleider nicht mehr zu beflecken. Aber die Züge dieser Gestalt erblicken die Suchenden in ihrem eigenen Leben nicht, das ist der Kummer, der an ihrer Seele nagt; ihnen ist sie noch getrübt, die Gewißheit des Heilsbesitzes, trotz aller guten Willensvorsätze fühlen sie, wie die Sünde sich in ihren Gliedern immer wieder regt, um die Herrschaft zu behaupten, wie das eigne Ich, der dunkle Despot, aus der Tiefe sein Haupt erhebt, wie das Gelüsten des Fleisches wider den Geist sich nicht will dämpfen lassen. Aus der geängsteten Seele bricht der Klageruf hervor: „Das Gute, das ich will, thue ich nicht, und das Böse, das ich nicht will, das thue ich. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes? Oder muß ich mit diesem gequälten Gewissen, mit diesem ohnmächtigen Ringen mich bis an das Ende hinschleppen?“ — Ihr Menschen mit dem aufrichtigen Herzen, denen es wirklicher, ganzer, voller

Ernst damit ist, das eigene Leben zu hassen, um das ewige zu ergreifen, o suchet nur, es giebt für euch ein seliges Finden. Suchet am rechten Orte, im Hause Gottes, im Worte Gottes, in der Schrift und in der Predigt! Suchet auf euren Knien im Kämmerlein: klopfet unter Bitten und Flehen an die Pforte; sie wird gewißlich aufgethan.

Gesucht will der Herr sein. Es ist so seine Weise, daß er sich nicht aufdrängt; er macht sich rar und kostbar. — Warum dies? — „Nun, darf es denn Wunder nehmen, wenn der Heiland, der Gott von unvergänglicher Majestät und Herrlichkeit, sich nicht wegwirft an so sündigen Staub, wie wir sind? wenn er sich von uns abgefallenen Kreaturen in gebührender Entfernung hält? Ist es nicht natürlich, daß er sich erst gehörig erbitten und einladen läßt?“ — Wie, meinst du wirklich, darum ließe er sich oft so lang, so schulich suchen, weil er sich für zu gut, für zu hoch, für zu heilig, für zu vornehm erachtete, um mit den Sündern umzugehen? Nimmermehr! das ist nicht anzunehmen von ihm, der um der Sünde elender Kreaturen willen seine Gottheit daran gegeben und sie in's Kleid des Staubes verhüllt, der Opfer ohne Gleichen gebracht hat, durch Marter, Kreuz und Tod hindurch gegangen ist, um uns zu suchen, zu suchen und selig zu machen was verloren ist. Nein! er glüht vielmehr vor Verlangen, je eher je lieber sich zu dem armen Sünder herab zu thun und vor ihm sein ganzes Heilandsherz zu offenbaren. Aber es muß einer eben erst ein armer Sünder geworden sein, sich auch als solchen ansehen und erkennen, ehe er den Herren aufnehmen, ehe er seine Liebe verstehen und zu seinem Heile sich zueignen kann. Um unsrer selbst willen also geschieht's, daß er sich suchen läßt; die Stätte muß ihm überall erst bereitet sein, wo er einzieh'n soll. — Bei diesem vorbereitenden Wirken sind denn die Führungen allerdings verschieden. Es kommt vor, daß der Herr urplötzlich einen Sünder auf seinem Wege ergreift, ihn in seiner Macht und Gnade gewaltig entgegentritt, und in einem Nu ihn schwarz brennt: — wie er den Saulus

bei Damaskus ergriff und mit dem Donnerwort: „Saul, Saul was verfolgst du mich“ zum Paulus machte. Andere erfah-
ren solche gewaltthame Auffassung nicht, die Gnade geht mit
ihnen allmählich, sanft, Schritt für Schritt. Allerdings gilt
es nun in gewissem Sinne von jeder Bekehrung, daß sie einer-
seits das Werk eines Augenblickes ist, ein einziger plötzli-
cher Entschluß, ein Ergriffenwerden von oben, wie das Einschla-
gen eines Blitzstrahles aus der Höhe. Aber innerlich vorbe-
reitet muß andererseits dies Ereigniß des Augenblicks doch stets
sein, und genauer zugehört, erweist es sich immer als die reife
Frucht eines inneren treuen Suchens, wenn schon die Spuren
davon sich oft mit Menschenaugen nicht erkennen lassen.

Meine Geliebten, was soll ich nun aber sagen von dem
Moment, wo die Seele und der Heiland einander finden!
Was dabei vorgeht im Himmel und auf Erden, darin liegt
etwas Unausprechliches, die menschliche Zunge kann es nicht
beschreiben. Ohne Zweifel war es ein Ueberschwang von Wonne,
eine Ueberraschung der seligsten Art, als nach dreitägiger Angst
Maria endlich das Kind der Schmerzen mit ihren Augen er-
blickte. Was davon im Text geschrieben steht, — der sanfte
Vorwurf mütterlicher Liebe, der freilich hier an sehr unrechter
Stelle war, das mild strafende Wort Jesu, — giebt uns nur
eine schwach annähernde Vorstellung von dem Wogenschlag der
Empfindungen in jenem Augenblick. Und was will dieses
Finden sagen, gegen jenes, was wir erleben, wenn wir rufen
können: „Ich habe den Herrn gesehen und meine Seele
ist genesen! Ich lief verirrt und war geblendet, ich suchte
dich und fand dich nicht! Ich hatte mich von dir gewendet und
liebte das geschaffne Licht. Nun aber ist's durch dich gescheh'n,
daß ich dich endlich hab' geseh'n!“ Ich weiß es nicht, was
da stärker ist in der Seele, ob die Scham und die Beugung,
oder die Freude, — die Scham darüber, daß der guadenreiche
Herr auch nicht das Geringste mehr wissen will von all' den
alten Sünden, über die sie sich selbst anklagt, daß er auch so
gar kein strafendes Wort hat, nichts, als lauter Huld, Trost,

Liebe, Befeligung ist. Nur so viel steht fest: nie vorher hat die Seele die Größe, die Schwärze ihrer Sünden so tief empfunden, wie nun; alle Bußpredigten, alle Donner vom Sinai, alle Flüche und Strafandrohungen haben nicht vermocht, sie so zu zerschmelzen, sie mit solchem Sünden- und Unwürdigkeitsgefühl zu durchgießen, als die Liebe des Herrn, diese unverdiente, umsonst und um nichts dargereichte Liebe, deren sie nunmehr inne wird. „Mein Gott, das ist zu viel für mich!“ ruft sie und jauchzt selig durch Thränen hindurch. — Und doch, meine Geliebten, ist die Freude der Seele, wenn sie ihren Herrn findet, wieder nur ein ganz schwacher Schimmer, nur eine kleine Widerspiegelung von der Freude, die der Heiland selbst darüber hat. „Ich habe mein verlorenes Schäflein wieder“, ruft da die Hirentreue. „Dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden“, ruft die Liebe, die mehr ist denn Vater- und Mutterliebe. — Selige, große Stunde, wo solch ein Vorgang und Austausch stattfindet, bei dem auch die Engel im Himmel ihr Fest feiern und darüber jubeln, daß sie einen Bürger ihres Reiches mehr besitzen! — Seliger Mensch, der so etwas erlebt hat in seinem Herzen und aus eigener Erfahrung in den Kirchen-Psaln mit einstimmen kann: „Mein Heiland nimmt die Sünder an, die unter ihrer Last der Sünden kein Mensch, kein Engel trösten kann, die nirgends Ruh und Rettung finden: den'n selbst die weite Welt zu klein, die sich und Gott ein Greuel sein, den'n Moses schon den Stab gebrochen und sie der Hölle zugesprochen, wird diese Freistatt aufgethan! Mein Heiland nimmt die Sünder an.“

3.

Wer Jesum recht sucht, der soll ihn finden. Und — haben wir noch hinzuzufügen, wer ihn gefunden, der sehe zu, daß er ihn behalte. Die Mutter Maria nimmt den Jesusknaben, den wiedergefundenen, mit zurück nach Nazareth. Wie sorgfältig wird sie ihn behütet, wie mit keinem Blick ihn aus den Augen gelassen haben! Und dort wuchs er nun auf und

nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade. Und Maria wuchs geistlicher Weise mit ihm mit. Immer tiefer ging die Feier ihrer Seele bei der Beobachtung dieses wunderbaren Knaben und Jünglings. Je mehr er zunahm, desto mehr nahm sie ab ihm gegenüber. Das wahr ihr Wachsen. Er füllte allmählich ihr ganzes Herz aus und ward je mehr und mehr ihr Ein und Alles. Zwar hatte sie späterhin Aufsetzungen genug darüber zu bestehen, aber diese dienten nur dazu, daß sie sich immer reicher fühlen lernte im Glück ihres Habens, bis zuletzt das Schwert durch ihre Seele ging, bis sie das letzte und schwerste Verleugnungsoffer zu bringen hatte, wobei das letzte irdische Band zwischen ihr und Christo sich löste und sie ihn aus dem Sohnes-Verhältnisse für immer verlor, freilich auch nur um das Höchste dafür wieder zu nehmen, und in die Reihe aller übrigen beseligten Sünderseelen zurücktretend, nun in Gemeinschaft mit ihnen Ihn als ihren Gott und Heiland anzubeten!

O du stille freundliche Klause zu Nazareth, wen küstet's nicht, in dein heiliges Stilleben, in die unscheinbare und doch so großartige Entfaltung deiner Wunder einen Blick zu thun! Und doch soll geistlicher Weise, meine Geliebten, sich jede Christenhütte zu einem Nazareth bauen, wie dies überall da geschieht, wo in einem Hause Mann und Weib den Heiland gefunden, wo sie nun ihn mitnehmen und ihm den Ehrenplatz schenken in der Mitte ihres Familienlebens. Da waltet der Herr wie in Nazareth, da wächst er gleichsam mit den Seelen und diese wachsen mit ihm und ranken sich an ihm herauf, bis sie „zum vollkommenen Mannesalter“ gelangen.

Dem dies leuchtet ja ein, meine Geliebten, dieses stetige, tägliche Sich-tiefer-Hineinleben in den Herrn Jesum, das ist die Hauptsache, dies muß als Siegel und Bewährung nachfolgen, wenn jener festliche Augenblick des Findens nicht ein bloßer Gefühlssturm und also eine Selbsttäuschung gewesen sein soll. Wohl geht's da noch durch manche Verleugnungs- und Kreuzes-Proben, durch manches Aengsten, Bittern und

Sagen; doch wo Treue wohnt, wo fester Glaube ist, d. h. ein Sich-Hingeben mit dem ganzen Menschen an den Herrn Jesum, ein williges Folgen und Nachgehen in seinen Fußtapfen, da fehlt's doch auch nicht an wachsender Herrlichkeit, nicht an stetem Trost und Frieden. — Aber! aber! — der Gläubigen, die ernstlich ihn halten, wenn sie ihn gefunden, sind leider wenig. Mit den Meisten hat der Herr große Noth. Raum haben sie ihn, — es ist gar nicht zu glauben, — so haben sie ihn schon wieder verloren. Bei der geringsten Aufsechtung erlahmen, erlahmen sie. Ihre beständige Lebensgestalt ist eigentlich ein kläglicher Wechsel zwischen Suchen, Finden, Wiederverlieren und Wiedersuchen. Und wenn sie nur nicht noch ganz abfallen, nicht ganz verlernen, mit Schmerz und Thränen ihn immer wiederzusuchen und so ihres ewigen Erbtheils nicht verlustig gehen! — ein Loos, vor dem uns Gott in Gnaden bewahren wolle!

Nun, liebe Seelen, haltet aus! Zion halte deine Treu! Laß dich ja nicht laulich finden! Auf! das Kleinod rückt herbei! — Du aber lieber Heiland, binde unsre Seelen fest an dich mit den Seilen der Liebe, womit du uns gezogen hast! Werde uns zu stark, daß wir nicht wanken und weichen und laß im steten Erhörungssegen der Bitte uns wandeln:

Sei du mir nur immer freundlich,
 Wenn wirklich oder nur vermeintlich
 Mir dies und jenes schwer sein wollt!
 Und laß mich deß inne werden,
 Daß du mein höchster Trost auf Erden,
 Mein Schatz, mein Frieden und mein Gold!
 Herr Jesu, mache mich
 Recht kindgewöhnt an dich,
 Und verleihe mir einen Gang,
 Der lebenslang
 Das Herz nach dir erhalte krank!

Amen.



III.

Arbeit und Lohn im Reiche Gottes.

(Septuagesimä.)

Matth. XX. 1—16.

Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am Morgen ausging, Arbeiter zu miethen in seinen Weinberg. Und da er mit den Arbeitern eins ward um einen Groschen zum Tagelohn, sandte er sie in seinen Weinberg. Und ging aus um die dritte Stunde, und sahe andere an dem Markt müßig stehen. Und sprach zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg; ich will euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Abermal ging er aus um die sechste und neunte Stunde, und that gleich also. Um die eilfte Stunde aber ging er aus, und fand andere müßig stehen, und sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie sprachen zu ihm: Es hat uns Niemand gedinget. Er sprach zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg, und was recht sein wird, soll euch werden. Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: Nuse die Arbeiter, und gieb ihnen den Lohn, und hebe an an den Letzten, bis zu den Ersten. Da kamen, die um die eilfte Stunde gedinget waren, und empfing ein Jeglicher seinen Groschen. Da aber die Ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr empfangen, und sie empfingen auch ein Jeglicher seinen Groschen. Und da sie den empfingen, murrten sie wider den Hausvater, und sprachen: Diese Letzten haben nur Eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben. Er antwortete aber, und sagte zu einem unter ihnen Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir eins geworden um einen Groschen? Nimm, was dein ist, und gehe hin. Ich will aber diesem Letzten geben gleich wie dir. Oder habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinigen? Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein. Denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.

Bei Auslegung dieses Gleichnisses kommt es darauf an, unter der Fülle von Beziehungen den Hauptgedanken festzuhalten und durch die vielfachen Nebenzüge sich bei der Erfassung dieses Hauptgedankens nicht beirren zu lassen.

Wir müssen von der Veranlassung ausgehen, an welche dieser Gleichnißvortrag des Herrn sich angeschlossen. Ein reicher Jüngling hatte in seiner Seele einen Strahl des himmlischen Lichtes empfunden, der die Seele nach oben zieht, hatte sich an Christum gewendet mit der Frage: „Was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?“ Dieser weist ihn auf die einzelnen Gebote Gottes hin, um dadurch zunächst Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit in ihm zu bewirken. Aber der Jüngling, erfüllt von selbstzufriedenem eigengerechtem Sinn, erwiedert: „Diese Gebote habe ich alle gehalten von meiner Jugend an. Was fehlt mir noch?“ Nun, sagt der Herr: „so gehe hin und verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben. Und dann komm und folge mir nach.“ Da der Jüngling das hörte, ging er kleinmüthig davon, denn er hatte viele Güter. Dies Opfer war ihm zu schwer, jener Ersatz zu gering. Der Herr, der den Jüngling lieb hatte, betrübt sich und rief klagend aus: „Wie schwer wird doch ein Reicher ins Himmelreich kommen! Daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, ist leichter als dies.“ Seine Jünger, betreten über seine Rede, sprechen: „„Ei, wer kann da selig werden?““ Der Herr aber erwiedert: „Bei Menschen ist's nicht möglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich.“ — Und bei dieser Wendung schwillt nun dem Petrus der Muth, oder vielmehr der Uebermuth, und er spricht zum Herrn: „Siehe, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür?“ Wir sind da doch, will er sagen, ganz andere Leute; was haben wir für Opfer gebracht, und wie willig und ohne Zögern! Ist nun für jenen, der aus Liebe zum Irdischen hinter sich gegangen ist, doch, wenn auch nicht menschlicher Weise, wenigstens bei Gott noch Hoffnung zum Eingang ins ewige Leben: wie groß wird unser Lohn sein! — Und der Herr antwortet ihm, wie er fragt. Er fragt nach Lohn, und ein über-schwänglicher Lohn wird ihm in Aussicht gestellt. „Wahrlich, ich sage euch“, antwortet der Herr, „Ihr, die ihr mir seid nachgefolgt, werdet einmal in der Wiedergeburt der Welt, in

der ungewandelten erneuerten Gestalt der Welt, auf den zwölf Stühlen sitzen, zu richten die Geschlechter Israels. Und wer verläßt Häuser, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Acker um meines Namens willen, der wird einen hundertfältigen Ersatz dafür erhalten und das ewige Leben ererben.“ — Dieser Verheißung fügt er jedoch ein schwerwiegendes Aber hinzu: „Aber Viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten sein, und die Letzten werden die Ersten sein.“ Er will mit diesem Aber sagen: der ganze Sinn, aus welchem du fragst, ist verkehrt und höchst gefährlich. Dieses Trachten nach Lohn und Ersatz für meinen Dienst hat einen so unreinen grobsündigen Beisatz, daß er, wenn er nicht in gründlicher Buße durch die Macht der himmlischen Liebe ausgeschieden wird, zu einem tiefen Falle führen muß.

Dies warnende Aber ist dem Herrn nun von so großer Wichtigkeit, daß er dasselbe zu einem ganzen längeren Gleichniß-Vortrag ausdehnt und in demselben sich über die Frage nach dem Verhältniß von Arbeit und Lohn im Reiche Gottes weiter verbreitet.

„Arbeit und Lohn im Reiche Gottes“, heißt mithin unser heutiger Betrachtungsgegenstand; und zwar werden wir belehrt 1. über die Arbeit, 2. über den Lohn und 3. wird aus der gegenseitigen Abwägung beider ein erwecklicher Schluß gezogen.

1.

Ein Hausvater geht am Morgen aus, Arbeiter zu dingen in seinen Weinberg. Er wird mit ihnen eins um einen Groschen Tagelohn und sie gehen hin an die Arbeit. Um die dritte Tagesstunde geht er abermals aus, sieht Andere am Markt müßig stehen und spricht: Geht ihr auch hin in den Weinberg und was recht ist, soll euch werden. Ebenso thut er um die sechste und um die neunte Tagesstunde. Endlich um die elfte Stunde geht er nochmals aus, und da er auch da noch Müßiggänger antrifft,

spricht er: Was steht ihr hier den ganzen Tag müßig? Auf ihre Entschuldigung, es habe sie niemand gedinget, sendet er auch sie noch zur Arbeit in den Weinberg mit dem Versprechen: Was recht sein wird, soll euch werden.

Die Grundzüge des Gleichnisses bis hierher sind einfach und leicht verständlich. Der Hausvater ist Gott, der Weinberg ist das Reich Gottes, die Arbeiter, die er dinget, sind die Menschen, bei denen der Unterschied obwaltet, daß die Einen einen längeren, saureren, umfangreicheren Dienst in seinem Reiche haben, Andere dagegen, sei es mit, sei es ohne ihre Schuld, später berufen, einen weniger schwierigen, weniger bedeutenden Arbeitsposten einnehmen. Doch ehe wir diesen Unterschied zwischen den Arbeitern verfolgen, müssen wir vor Allem bei der Arbeit selbst stehen bleiben. Wir erhalten hier die wichtige Erinnerung, daß vor Gott Vieles als keine Arbeit gilt, was die Welt so nennt. Da läuft und rennt mancher Mensch, mühet und plaget sich vom Morgen bis zum Abend, daß ihm der Schweiß von der Stirne trieft, und siehe! es ist doch kein Segen bei seinem Thun, das Wohlgefallen Gottes ruht nicht darauf, vor Ihm betrachtet, ist es eitel Zeitverschwendung und Müßiggang. Weinbergs-Arbeit, Arbeit für das Reich Gottes muß es sein, um den Beifall und das Wohlgefallen des Herrn zu haben. Was ist dies nun? Man denke hierbei nicht ausschließlich an den Beruf der Prediger, der Lehrer und Seelsorger, die an den menschlichen Herzen wirken, die durch Bezeugung des göttlichen Wortes in der Gemeinde im Ganzen, wie in den Einzelnen, das Reich Gottes bauen, den Weinberg pflanzen und begießen, die Reben reinigen und veredeln und den Baum des Weingartens im Stand halten müssen. Nein, es hat jeder Mensch, jeder Christ sein gutes Stück Weinberg zu bebauen, möge sein irdisches Tagewerk noch so äußerlicher Natur sein und in noch so entfernter Beziehung zum Reich Gottes stehen. Was hier im Gleichniß Arbeit heißt, ist dasselbe, was der Herr meint unter seinem Wort an den reichen Säugling: Komm und folge mir nach! — und Petrus mit seinem Be-

kenntniß: Siehe, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Wer als ein Nachfolger Jesu lebt und wirkt, wer sich zu seinem Worte hält und bekennt, sein Herz beständig baut und bessert, die üppigen Weltrauken und wilden Fleischestriebe fleißig abschneidet, kurz, wer in seinem ganzen Wandel als ein rechtschaffener Christ dazustehen beflissen ist und dadurch auch für andere Seelen ein Segen wird: der ist ein Weinbergs-Arbeiter. Und wo wäre ein ehrlicher Beruf, bei welchem solch Werk nicht möglich wäre, wenn schon eine Beschäftigung mehr als die andere zerstreuen auf die Sinne wirkt und die Versuchung mit sich bringt, die Seele von der Sammlung für das Himmlische abzuziehen und ins Getriebe der Welt, in ihre Lust und Leidenschaft hinein zu verflechten. Um so mehr bedarf es aber in solchem Falle des ernstesten Widerstandes, damit man seine Kräfte zum Trachten nach dem himmlischen Gut zusammenbehalte, damit man über der äußerlichen Schale des Lebens seinen ewigen Kern nicht verliere und seine Zeit nicht vergeude.

Ach! meine Lieben, blickt man so in die Welt hinein, in dieses Rennen und Jagen, dieses Erwerben und Mühen, wie sich's die Menschenkinder lassen sauer werden und zuletzt doch nichts von aller ihrer Arbeit haben und ihre Arbeit eitel Müßiggang gewesen ist: wie bang und weh kanns Einem da werden! Ja, wer weiß, wie manche Seele auch hier unter uns sich finden mag, die noch bis heute müßig am Markte steht, obwohl doch bereits die dritte, die sechste, die neunte, ja vielleicht schon die elfte Stunde ihres Lebenstages geschlagen hat! Warum geht ihr denn nicht an die Arbeit, da ihr doch schon so oft, so dringlich gerufen und gedinget seid? Fürchtet ihr den Ernst dieser Arbeit, die Mühe der Selbstverleugnung, das Grauen des Sterbens mit Christo, das Winzermesser des himmlischen Gärtners? Fürchtet ihr, es sei mit der Freude und dem glücklichen Genuß des Lebens vorbei, wenn man sich zu Christo wende? Aber habt ihr denn bis jetzt ein so volles Glück genossen? Ist euch denn etwa im Dienste der Welt, unter eurem

vielhuerischen geschäftigen Müßiggang die Seele satt geworden von Wohlsein und Frieden? — Es ist ja nicht wahr! der Sold, mit welchem der Fürst dieser Welt seinen Lohndienern zahlt, stillt nicht den Hunger des unsterblichen Geistes. Umgekehrt, die Seele wird immer mehr ausgehungert, je länger sie in diesem Lohn und Brot steht. Die Bier der Leidenschaften wächst, die Befriedigung nimmt ab. Tiefes, wahres Genüge wird nur bei dem gefunden, der da einladet: Kommt her zu Mir! Warum zählet ihr Geld dar, da kein Brot ist, und eure Arbeit, da ihr nicht satt von werden könnet? Nehmet mein Joch und meine Last auf euch, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen!

2.

Doch wir wenden uns nunmehr zu den Arbeitern des Weinbergs selbst und achten auf die tief greifenden Unterschiede, die auch unter ihnen wiederum bestehen. Auf einen Unterschied haben wir bereits hingedeutet: es giebt Erste und es giebt Letzte unter den Arbeitern, es giebt Solche, die in Dienste des Reiches Gottes viel Mühen und Beschwerden ertragen, in einem ausgedehnten Wirkungskreise gestanden und mit Aufbietung großer Kräfte und Gaben gearbeitet haben, und es giebt Andere, die in allen diesen Stücken weit hinter ihnen zurückstehen. Aber dieser Punkt ist's nicht, der hier ins Auge gefaßt wird: dieser Unterschied verschwindet vielmehr als unbedeutend vor einem andern, der bei der Austheilung des Lohnes zum Vorschein kommt. Als da der Herr den Ersten ihren ausbedungenen Groschen auszahlen läßt, aus besonderer Güte aber den Letzten gleichfalls einen vollen Groschen gewährt, da murren die Ersten, und sehen scheel auf die Letzten. Ihre eigentliche Herzensbeschaffenheit, der ganze Sinn und Geist, womit sie gearbeitet haben, offenbart sich hier. Nur die Lohnsucht hat sie getrieben, die Aussicht auf den Groschen ist es die alle ihre Kräfte in Bewegung gesetzt hat. Die Andern sind von ganz anderer Art: froh darüber und es allein als eine

Gnade des gütigen Hausvaters ansehend, daß sie überhaupt noch Arbeit erhalten haben, legen sie auf ihr Werk nicht solchen Werth, daß sie mit dem gütigen Herrn um den Lohnpreis markten, und sehen in ihrem bescheidenen Sinne sich nun höchlichst überrascht, daß ihnen ihre in ihren Augen so geringe Arbeit mit ganz unverhältnißmäßig hohem Lohne vergolten wird.

Was bedeutet nun der Groschen, meine Geliebten? Man darf hierbei nicht etwa an die ewige Seligkeit denken, wozu man sich leicht verleitet sehen könnte durch die Erwähnung des Abends, der auf den Schluß des Lebens hinzuweisen scheint. Dieser Zug gehört eben nur zur Einleitung des Gleichnisses und ist nicht in den Vordergrund zu stellen. Bei der Ausdeutung des Lohngroschens von der ewigen Seligkeit würde der Grundgedanke des ganzen Evangeliums verloren gehen. Ueberdies — wie stimmte wohl die Seligkeit mit der Scheelsucht der Arbeiter? Wie käme Neid noch in den Himmel? — Nein, der Groschen bedeutet vielmehr denjenigen Lohn für den Dienst Gottes, der uns schon hier in dieser Welt zu Theil wird. Er bezeichnet den ganzen Ersatz in zeitlichen Dingen, den wir für die mannigfachen Opfer und Verleugnungen in unserem Christenthum erhalten, den Anfang aller der Güter, womit Gott gewöhnlich seine treuen Knechte segnet, was der Apostel nennt die „Verheißung dieses Lebens,“ welche die Gottseligkeit auch habe. Hierbei ist nicht allein an äußere Glücksgüter, an Ehre und Auerkennung vor der Welt, an Gesundheit und Wohlstand, sondern auch an den höheren Genuß geistiger Art zu denken, welchen die Beschäftigung mit der Wahrheit aus Gott, das Forschen in der Schrift und in den Tiefen ihrer Geheimnisse bereitet. Bei wein nun sein Christenthum diesen Charakter der Lohnsucht, der Genießlichkeit, des Eigenmüthes trägt, dessen Arbeit ist nicht rein. Wer Christum nur darum bekennt, um jene Güter zu erlangen, Ansehen und Ehre, Genuß und Vortheil irgend welcher höherer oder niederer Art: der ist nur ein Tagelöhner. Und wenn er auch noch so Großes wirkte und schaffte, wenn er noch so hohe Talente hätte, wenn

er mit Menschen- und Engelzungen redete, einen Berge ver-
setzenden Glauben hätte, alle seine Habe den Armen gäbe und
seinen Leib brennen ließe: das Beste fehlte ja doch an seiner
Arbeit, das ist die Demuth; er sucht nicht Gott den Herrn,
sondern hat nur sich selbst bei seiner Arbeit im Sinne. Und
so fehlte auch das Beste an seinem Arbeitslohn. Denn
wenn Gott den Lohnsüchtigen auch mit jenen äußerlichen Glücks-
gütern, um derentwillen er arbeitet, überhäuft: es fehlt doch
der beste Gottesseggen, nämlich das gnädige Wohlgefallen
des Herrn selbst, das sich nur dem Demüthigen zuwendet.
Gott findet jene ab mit dem Groschen, den sie suchen und nun
haben sie ihren Lohn dahin. O ein gefährlicher Seelenstand!
Denn bei ihrer Selbstüberhebung werden die Lohnsüchtigen über
dem Empfangenen niemals mit Gott zufrieden sein; während
er die Gerechtigkeit gegen sie nicht im mindesten verletzt, wer-
den sie dennoch murren und meinen, es geschehe ihnen Un-
recht, sie hätten mehr und Besseres verdient, — ein Sinn, der,
wenn er nicht gründlich ausgerottet wird, zu tiefem Falle füh-
ren muß.

Wie ganz anders verhält es sich mit denjenigen Christen,
die den letzten Arbeitern im Weinberg gleichen! Zwar sind sie
über den Groschen irdischen Gutes und Genusses, der für ihren
christlichen Wandel ihnen zu Theil wird, erfreut und dankbar
und nehmen ihn gern aus der Hand ihres Gottes hin. Aber
dieser äußerliche Groschenlohn ist doch nicht die eigentliche Trieb-
feder ihres Christenthums; sie sind auch nicht so sehr voll Dank
und Freude um dieser Güter selbst willen, als vielmehr, weil
sie darin das Unterpand eines viel höhern Gutes erkennen,
der Liebe ihres Gottes, des väterlichen und gnädigen Wohlge-
fallens, daß er sie durch seinen Geist versichert. Vergleichen
sie ihr Werk und ihren Dienst mit der Wohlthat, die sie er-
fahren: ach! wie müssen sie sich so herzlich schämen! Erkennen
sie doch schon darin nichts als Gnade, daß Gott sie über-
haupt zu Arbeitern annimmt, daß er sie brauchen will in sei-
nem Dienste, daß er sie nicht gänzlich wegwirft und aufgibt.

was sie ja wohl verdient hätten. Und ihr Werk selbst — wie gering, wie erbärmlich, wie mangelhaft, wie sündig erscheint vor ihren Augen und ist's auch in der That — und nun erleben sie, daß Gott sie noch dafür so reichlich belohnt! — Gott hat zu diesen ein ganz anderes Verhältniß als zu jenen, den Lohnsüchtigen. Handelte er mit jenen mehr nach Gerechtigkeit, so giebt er hier seine volle Gnade kund. Und diese Demüthigen haben auch zu Gott ein anderes Verhältniß, als jene, denn sie dienen ihm nicht um seiner Gaben, sondern um seiner selbst willen, sie athmen, sie leben und weben in der Liebe zu Gott, in dankbarer Freude und Hingabe, und so schmecken sie selbst dann, wenn der Groschenlohn sich verringert und ihr äußerer Mensch dies bitter empfindet, doch noch etwas von dem Wort Assaphs: „Herr, wenn ich nur dich habe! Wenn du persönlich mir nur bleibst mit deiner Gnade und Treue!“ — und von dem Worte, das der Herr selbst zu seinem Knecht Abraham sprach: „Fürchte dich nicht, ich bin dein Schild und dein großer Lohn!“

Meine Geliebten, blicken wir in den uns mit dieser Darstellung vorgehaltenen Spiegel hinein und prüfen die Gestalt unseres Christenthums: — ich fürchte, es ist schwerlich ein einziger unter uns, der sich nicht eben so und noch vielmehr getroffen fühlen müßte, als der Jünger Petrus. O wie viel unlautres Wesen, wie viel Verfolgen irdischer eigensüchtiger Zwecke bei denen, die sich zum Herrn bekennen! Wie selten ist ein reines Herzensopfer, wie er es bei uns sucht und mit seinem Wohlgefallen krönt! Wie viel Neigung zum Murren und zur Unzufriedenheit, falls Gott nicht so viel Lohn schenkt, als man verdient zu haben glaubt!

3.

Doch greifen wir mit unserer Anwendung dem Schlusse nicht vor, den der Herr selbst nach der vergleichenden Gegenüberstellung hinzufügt, und wodurch er uns noch ernst und eindringlich zum Herzen sprechen will. „Die Ersten werden die

Letzten sein und die Letzten werden die Ersten sein, denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet."

Zunächst ist hier zu bemerken, daß es offenbar eine schwere Verfündigung an diesem Spruch Christi sein würde, wenn der Leichtsinn, der die Befehring hinauschiebt, sich darauf berufen, und sich damit beruhigen wollte: „Nun wenn ich denn nur noch in der elften Stunde komme, wenn ich nur noch zu den Letzten gehöre, so ist's ja dennoch Zeit; das Himmelreich und das ewige Leben bleiben mir gewiß.“ Abgesehen davon, daß Niemand weiß, ob seine elfte Stunde nicht schon verlaufen ist, ob nicht das Ende, die Nacht, da man nicht wirken kann, einen unvermuthet, wie ein Dieb in der Nacht überfallen werde, so legt solcher Sinn schon ein sicheres Zeugniß ab, daß die Seele je länger nur je untüchtiger werden müsse zum Glauben und zum Ergreifen der Gnadenkräfte Gottes.

Nicht der Leichtsinn soll sich verstärken, sondern — der Stolz soll sich brechen an diesem Wort, dazu spricht es der Herr, — der Stolz derer, die zu den Ersten in irgend welcher Beziehung sich rechnen, zu den Glücklichen, den Hochgestellten dieser Erde oder den begabten mächtigen Geistern in der Welt und im Reiche Gottes! Was ist es, das du nicht empfangen hast? Sind denn deine Güter und Gaben etwa der entsprechende Lohn deiner Würdigkeit und deiner Verdienste? O wie würdest du arm und elend dastehn, wenn Gott nach strenger Gerechtigkeit und in Abmessung des Verdienstes mit dir verfahren wollte! Und er wird einst so verfahren mit Allen, die in der Hoffahrt verharren. Er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhöht die Niedrigen. Die Hungrigen füllet er mit Gütern und läßt die Reichen leer. Die Ersten werden die Letzten sein. Wie mancher Stern ist erloschen und vom Schweif des höllischen Drachen in die Finsterniß hineingezogen! Darum wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn und an ihm selbst nur seiner Schwachheit!

Einen Trost aber bringt dies Wort den zagenden Seelen, die sich selbst für die allerletzten, ja kaum für die letzten im

Reiche Gottes zu halten wagen. Wer, in göttlicher Traurigkeit liegend, Reue und Buße empfindet und klagt: „Meine Sünden gehen über mein Haupt, wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer geworden“ — wer nicht den Muth finden kann, wegen der Größe und Schwere der empfundenen Schuld sich das Heil in Christo anzueignen, den will dieses Wort hinweisen auf die grundlose Gütigkeit des Herrn, hinweisen auf einen Schächer am Kreuze, dem auf der Nichtstätte noch die Verheißung des Lebens und der Eingang ins Paradies zu Theil wird, und auf eine Magdalene, die große Sünderin, die von den heiligen Pharisäern wie die Pest geflohen, vom Herrn doch nicht hinausgestoßen wird.

Und ferner straft und tröstet dies Wort die angefochtenen Seelen, wenn in der schwülen Hitze der Trübsal ihr Glaubenslicht dunkler zu brennen anfängt und nun das Murren, das Klagen und Zweifeln sich erheben will: „Wie? stößt mich denn Gott zu den Letzten hinunter? zu den letzten seiner Tagelöhner? Und hab' ich ihm nicht treulich gedient mit meinem Wandeln nach meinen Kräften?“ — O still, still! daß du dir den Segen des Kreuzes nicht verschüttest! Hinan mit diesem falschen nach irdischem Lohn trachtenden Sinn! Laß dir an seiner Gnade genügen, die einst überschwänglich erfreuen wird. Ist's nicht Beweis der größten Treue deines Gottes, daß er dich in seiner väterlichen Erziehung noch behält, und dein Herz von dieser Unreinigkeit im Schmelztiegel der Trübsal reinigt, um dich einst zu seinen Auserwählten aufzunehmen zu können?

Insbefondere aber warnt uns dies Wort vor dem Vergleichen mit dem Nächsten, mit diesem und jenem unter unsern Mitchristen, der nach unserer Meinung nicht so treu gewesen und nicht so viel gearbeitet, und doch dafür weit reicheren Lohn geerndet habe. Aber wer bist du, daß du deinen Bruder richtest! und daß du Gott richtest, und darum scheel siehst, daß er so gütig ist! — Ihn richtest, der in seiner Weisheit mit jeder Seele seinen eigenen Gang geht! Wenn du richten willst, so richte dich selbst am Befehle deines Herrn,

wie hell wird da eine Unwürdigkeit dir unter die Augen treten! wie wirst du bekennen müssen: Herr ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue! — Und willst du dich vergleichen, so vergleiche dich mit Christo selbst. Wie, wenn nun der die Frage des Petrus: „Wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür?“ wenn er diese Frage dem Petrus und uns zurückgäbe: „Siehe! was hab' ich nicht Alles verlassen, und bin dir nachgefolgt — den Himmel und die Herrlichkeit, und den Thron der Gottheit und die Aube- tungen der Cherubinen habe ich verlassen und bin dir nachge- folgt in deine Sünde und dein Elend hinein: und was wird mir dafür? Armuth und Mühsal, Essig und Galle, Verlas- senheit und Fluch und ein qualvolles Sterben.“ — O schweige doch, schweige, Herr! was sollen wir dir darauf antworten! — M. G.! Unterm Kreuze Jesu, da hat Petrus sein Fragen nach Lohn und sein scheelsüchtiges Wesen verlernt, und er sowohl, wie die vielen Tausend Zeugen, die die Schmach Christi ge- tragen, die für ihr Bekenntniß Marter und Tod erlitten haben, — nicht mit Murren und widerwilligen Verdruß sind sie in die letzte Noth hineingegangen, sondern mit Lobliedern auf den Lippen, mit Freudenblicken in ihren brechenden Augen, so sind sie hinübergegangen. Sie haben den irdischen Groschen nicht werth geachtet, denn sie sahen an den ewigen Lohn, sahen in den offenen Himmel hinein und Jesum stehen zur Rechten Gottes, mit der Krone des Lebens ihrer wartend! Das ist der Unterschied zwischen der Frömmigkeit der Welt und des Christen: die Welt ist fromm, wo sie den Groschen sieht, der Christ hat Glauben und sieht auf das Unsichtbare!

Und daß wir die Betrachtung des Spruches nicht unvoll- ständig lassen, so weisen wir noch auf Eins hin. Es heißt nicht eigentlich, wie Luther übersetzt hat: die Ersten werden die Letzten sein, sondern Erste werde Letzte sein. Es wird unter denen, die hier zu den Ersten gehören, solche geben, die dort müssen zurückgestellt werden. Also kann es und wird es doch solche geben, die hier unter den Ersten stehend, auch

droben ihren Platz behaupten, weil sie in demüthigem Sinne gearbeitet haben und Christo nachgefolgt sind. Den großen Helden im Reiche Gottes, den Propheten, den Aposteln, den Kirchenvätern, den Märtyrern, den Reformatoren wird nichts entgehen von ihrem Vorzug, und in höherem Glanz und höherer Klarheit wird in ihnen sich die Herrlichkeit des Herrn abspiegeln. Wir Geringsten aber werden darüber auch nichts einbüßen, weil Jeder Gottes voll sein wird je nach dem Maaße seiner Gabe und Empfänglichkeit. Von Neid und Scheelesehen wird in der himmlischen Wiedergeburt der neuen Welt so wenig die Rede sein, daß vielmehr der Geringste sich an den Gaben des Höchsten innig erfreuen wird, als wären sie seine eigenen und gerade in dieser Verschiedenheit, die durch die Liebe sich ausgleicht, wird ein absonderlich Theil der ewigen Wonne bestehen.

Pflanze denn, du himmlischer Weingärtner, den Sinn der Demuth und Niedrigkeit uns ein! Halte deinen Weinstock im Bau und laß alle Arbeiter in demselben sich gern mühen und plagen, unter ihren Mühen aber stets deiner Liebe Süßigkeit schmecken und in ihr den höchsten Lohn erkennen für alle ihre Verläugnungsarbeit. So wirst du einst sie mit himmlischem Gute krönen und einführen können zu deiner ewigen Freude!

Amen.



IV. Pilatus.

(Evang. Joh. 18, 28 bis 19, 16.)

Geliebte in dem Herrn! In dem heutigen Evangelium*) sehen wir, wie das Volk Christo naheht, um ihn zu haschen und zum König zu machen: dieser aber entzieht sich der ihm zuge-
dachten Ehre, indem er in die Einsamkeit der Berge flieht, um dort, wie er zu thun pflegte, Zwiegespräch mit seinem himmlischen Vater im Gebete zu halten. Und der Beweggrund, weshalb das Volk sich an ihn hängt? Sie haben von dem Brote gegessen und sind satt geworden; sie merken, daß dieser nicht allein Macht und Gewalt, daß er auch Herz und Liebe genug habe, um ihren Hunger zu stillen und all ihren Nothständen abzu-
helfen.

Und nun blicket in den vorgelesenen Passions-Text hinein! Wie sehr hat sich die Scene verwandelt! Gefangen, gebunden, angeklagt, vom geistlichen Gerichtshof bereits verurtheilt, und nun ausgeliefert an den heidnischen Richter — so steht der Herr der Herrlichkeit vor dem Landpfleger Pilatus. Das Volk, in ungeordneten Haufen die Thür des Palastes umlagernd, brüllt die Anklage hervor, dieser sei ein Aufrührer, er habe sich selbst zum König gemacht. Er aber, der Herr, ein König in der That und Wahrheit, ja der König aller Könige, er, des Volkes Freund und Wohlthäter ohne Gleichen, der nicht allein

*) Sonntag Lätare.

für des Leibes Wohlfahrt sorgt, der vor Allem den Seelen die wahre Speise darbietet und sie mit dem Brote der Wahrheit aus Gott sättigt: er steht da, trotz der Stricke und Banden, mit einer Hoheit und Würde angethan, daß seine Erscheinung auch auf Pilatum eines tiefen Eindruckes nicht verfehlt.

Ein reiches Feld zur Betrachtung! Wohin wenden wir uns, um unsere Gedanken an einen bestimmten Punkt festzuheften und uns so einen Segen aus diesem Stücke der Leidensgeschichte Jesu zu holen? Wir wollen uns den Richter näher ansehen, in dessen Hand nun die Entscheidung über Jesum gelegt ist. — Die Gestalt des Pilatus ist in mehr als Einer Hinsicht merkwürdig und lehrreich namentlich für diese unsere Zeit. Wir wollen also den Landpfleger Pilatus betrachten als Spiegel für unsere Zeit und achten im Einzelnen 1. auf seinen religiösen Standpunkt, 2. auf seine Handlungsweise und insbesondere noch 3. darauf, wie es hier — Christo gegenüber — mit ihm zur Entscheidung kommt für Zeit und Ewigkeit!

Mein Jesu! jetzt bist du längst erhöht zur Herrlichkeit und sitzt zur Rechten deines Vaters als Richter, als Regent der Welt! Aber nicht das Richter, sondern das Seligmachen ist deine Freude! Die Liebe, die einst dich bis in den Tod getrieben hat, die glüht noch heute in deinem Herzen! Herr, Herr! Einen Hauch dieser Liebes- und dieser Geisteskraft laß jetzt wehen unter uns! Laß dir mein schwaches Wort nicht zu gering sein, sondern tritt darin selber und persönlich einem Jeden nahe, so nahe, wie du vor Pilatus standest — und berühre uns mit dem kräftigen Odem deines Mundes! Amen.

1.

Den Pontius Pilatus also wollen wir jetzt näher kennen lernen. Von seinen äußeren Lebensumständen bis zu dem Zeitpunkt, wo er vom römischen Kaiser Tiberius zum Statthalter im jüdischen Lande ernannt ward, wissen wir nicht viel. Es

kommt uns auch darauf nicht an. Wir haben's mit seinem innern Menschen zu thun. Wie er mit seinem Herzen zur Wahrheit aus Gott stand, was der Mann glaubte, von welchen Ueberzeugungen sein ganzes Leben getragen wurde, das wollen wir sehen. Und dies wird hier vollständig offenbar. Nicht vergeblich hat Symeon über Jesum vorhergesagt: dieser wird zu einem Zeichen des Widersprechens gesetzt, an dem vieler Gedanken offenbar werden. Christus ist gleichsam der Probirstein der Seelen. Wer mit ihm in Berührung kommt, bei dem kommt's auch zum Vorschein, wie viel er innerlich werth sei. — Nun giebt's aber Worte, kurze Aeußerungen, beiläufig, unbefangen hingeworfen, die so beschaffen sind, daß man den Menschen mit Einem Male in seinem Innersten daran erkennen kann, sie sind gleich wie Fenster, durch die man bis auf den Grund der Seele blickt. Solch ein Wort entfähet hier dem Pilatus. Es ist der Ausruf: „Was ist Wahrheit!“ Mit diesem Einem Wort hat sich der ganze Mann gekennzeichnet! Damit haben wir seinen inwendigen Menschen vor uns, wie er leibt und lebt!

Vor ihm, dem Landpfleger, steht Jesus, der wunderbare Mensch, der ihm je länger je seltsamer vorkommt, und auf seine Frage: „Bist du der Juden König? Trachtest du wirklich nach Reich und Herrschaft?“ — antwortet dieser: „Ja wohl! ich bin ein König, der König der Wahrheit; ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Was die Menschenkinder vor Allem bedürfen im dunkeln Erdenleben, Licht, Zuversicht, Trost und Kraft, Heil und Leben aus Gott, Frieden und Freude — das Alles bringe ich ihnen, denn ich bringe die Wahrheit, ja ich selbst bins, bin Weg, Wahrheit und Leben!“ — Kopfschüttelnd hört Pilatus dies Zeugniß an und wendet eben mit jenem Ausruf sich ab: „Was ist Wahrheit!“ Ach du armer Thor! will er sagen, „auf welchen Irrwegen wandelst du, daß du um solches Dings willen, wie die Wahrheit, dich dieser Gefahr aussetzest! — Wahrheit! Als obs für Menschenkinder eine Wahrheit

gäbe! Als ob es möglich, als ob so viel daran gelegen wäre, in diesen Dingen etwas Gewisses, Festes, Zuverlässiges zu erkennen!"

Wir dürfen uns über diese innerliche Stellung des Pilatus nicht zu sehr wundern. Er redet als Heide und zwar als gebildeter Heide seiner Zeit. Wie er, so dachten mit ihm Hunderte und Tausende seiner Zeitgenossen. Der Glaube an die heidnischen Götterlehren war todt. Kaum das Volk nahm sie noch als baare Münze an. Die Aufgeklärten hatten sie längst als Fabeln beseitigt, und hielten die heidnischen Religionsgebräuche höchstens noch für brauchbar zu einem Zaum, um das gemeine Volk desto bequemer zu beherrschen. Aber was nun statt der verworfenen Götterlehre zu glauben, was Wahrheit sei, ob ein Gott, ein lebendiger Gott im Himmel walte, der sich um die Menschen bekümmere, ferner, worin Ziel und Zweck des Lebens bestehe, was die Seele zu erwarten habe jenseits des dunklen Todes-Vorhangs: das waren Fragen, auf die sie keine Antwort wußten. Sie bekannten, gewiß sei nur, daß man eben nichts Gewisses habe. — An und für sich kann man einem Heiden aus solchem Bekenntniß noch keinen Vorwurf machen. Es ist vielmehr das Allernatürlichste von der Welt: es kann ihm dasselbe sogar unter Umständen zur Ehre gereichen. Denn man kann jenes Bekenntniß eben in einem doppelten Sinn ablegen. Mehrere hundert Jahre vor Pilatus war über diese Fragen, über die Wahrheit und über die Erkenntniß Gottes auch die Rede zwischen einem heidnischen König und einem Weisen. Der erstere gab dem letzteren auf, er solle ihm sagen, ob Gott und was er sei. Der Weise bat sich einen Tag Bedenkzeit aus. Am andern Tage wieder gefragt, bat er um zwei Tage. Nach zwei Tagen fordert er abermals eine Frist von vier Tagen, und hierauf gar acht Tage. Das ermüdete die Geduld des Königs, er verlangte Rede und Antwort. Aber der Weise lehnte sie ab mit der bestimmten Erklärung: „Je mehr ich über die Sache nachdenke, desto dunkler erscheint sie mir.“ — Es ist dasselbe Bekenntniß der Unfähigkeit, wie beim Pilatus, aber hier merkt man eine heilige Scheu

durch, einen Schauer der Ehrfurcht vor dem unbekanntem Gott, vor dem großen Geheimniß der Wahrheit; es zittert eine Art Wehmuth durch dies Geständniß, ein Gefühl von Armut, von Verlangen nach etwas Besserem, nach dem Besitz der Wahrheit. Aber beim Pilatus? — Seht ihr nicht den Hohn um seine Lippen schweben, seht ihr nicht das spöttische halbverächtliche Lächeln, womit er auf den herunterblickt, der die Wahrheit zu besitzen, der sie zu sein, der sie zu bringen bekennt. Dieser Hochmuth, dieser eingebildete Reichtum bei bettelhafter Armseligkeit wird die Thür, die ihm den Glauben verschließt, die Decke, die sich auf seine Augen legt, so daß er wie mit Blindheit geschlagen die Wahrheit nicht erkennen kann, obwohl sie in leibhaftiger Person vor ihm steht.

Nun — Pilatus war ein Heide. Was sollen wir aber sagen, wenn heut zu Tage, nachdem das volle Licht der Offenbarung mehr denn tausend Jahre in unserem Volk geschienen hat, die Weisheit und die Bildung der Zeit wieder auf denselben trostlosen Standpunkt des Pilatus zurückkehrt, — wenn, nachdem der christliche Glaube sich durch hundert- und tausendfältige Erfahrung im einzelnen Menschenleben wie im Leben ganzer Völker als die feste, die seligmachende Wahrheit aus Gott bewährt hat, wenn man nun doch diesen Glauben und diese Lehren für nichts achtet und sie wie eine Fabelgeschichte verächtlich bei Seite setzt! — Oder ist's nicht also? Wie? Seht nicht eine tiefe Zweifelsucht durch das Geschlecht dieser unserer Zeit? Nagt dieser Zweifel, diese Ungewißheit in Sachen des Glaubens nicht wie ein Wurm an vielen Herzen in allen Ständen? Hunderte sprechens aus laut und offenkundig, viele Andere halten ihre Herzensmeinung über die Frage: „Was dünket dich um Christo?“ zurück. Gingen sie aber mit der Sprache heraus, so würde es heißen: „Ich weiß nicht, was ich dazu denken soll: ich kanns nicht glauben, was die Kirche lehrt.“ Höchstens zu einem Zaum und Zügel fürs Volk halten die Aufgeklärten die Predigt noch für gut: sie selbst haben damit gebrochen. Da nicht genug. Wenn sie noch die Armseligkeit des Unglaubens

erkannten! Wenn sie noch eine Ahnung von dessen trostloser Dede und Oberflächlichkeit hätten! Aber man brüftet sich noch mit seiner Armut: man ist stolz darauf! Man preiset diese wohlfeile Pilatus-Weisheit, die schon vor zweitausend Jahren in den heidnischen Völkern gäng und gäbe war, als den Gipfel des Fortschritts, als den Triumph der Bildung und Wissenschaft unserer Zeit. Einer der Weisen dieser Zeit, der als Bahnbrecher der Aufklärung gefeiert wird, hat jene Ueberzeugung in einer gleichnißartigen Geschichte ausgesprochen, die aus einem alten rabbinischen Buch entlehnt ist und gar Vielen noch als das wahre Evangelium gilt. Ein Mann, sagt jene Erzählung, besaß einen Ring von unschätzbarem Werthe, der die Eigenschaft hatte, jeden, der ihn trug, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Der Ring erbte sich fort in der Familie, indem ihn immer derjenige Sohn empfing, der dem Vater der liebste war. Endlich gelangt er an einen Vater mit drei Söhnen, die diesem alle gleich lieb und werth sind. Welchem soll er nun den Ring schenken? Was thun, um aus dieser Verlegenheit herauszukommen? Er übergibt den Ring dem Goldschmied, damit er nach dem ächten zwei andere gleichartige anfertige, und schenkt dann jedem Sohn einen. Nach dem Tode des Vaters kommts heraus, daß jeder einen Ring empfangen. Nun streiten sie, welches der ächte sei. Der Richter soll entscheiden. Aber als das Wahrscheinlichste wird von diesem nach vielfältigen Erwägungen angenommen, daß alle drei unächt und der ächte wohl überhaupt nicht mehr vorhanden sei. Man kann eben darüber nicht zur Gewißheit kommen. Diese drei Ringe sollen die drei Religionen bedeuten: das Christenthum, das Judenthum, den Muhammedanismus. Seder Bekenner hält seine Meinung, seine Religion für die ächte, aber der Weise steht über den Parteien und erkennt wohl, daß am Ende alle von gleichem Werth, d. h. daß sie alle gleich unächt sind, und daß sichere, gewisse Erkenntniß über die göttlichen Dinge überhaupt nicht zu erlangen sei.

o D arme, trostlose Lehre, die die Seele in Ungewißheit läßt

über die wichtigsten Fragen auf Erden! Stellet nun dagegen einen ernsten gegündeten Christen, der aus voller Ueberzeugung seines Herzens bekennen kann: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich verlorenen und verdamnten Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen theuern Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß ich sein eigen sei und in seinem Reiche unter ihm lebe und ihm diene, in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, gleichwie er ist auferstanden von den Todten, lebet und regieret in Ewigkeit, das ist gewißlich wahr!“ — Welcher von beiden ist der seligere, der Gläubige oder der Zweifler? Stellet neben einen Pilatus mit seinem spottenden: „was ist Wahrheit!“ einen Petrus hin, der da ausruft: „Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!“ — oder einen Paulus, der bekennet: „Ich weiß, an wen ich glaube, und bin gewiß, daß er mir meine Beilage erhalten werde!“ — oder einen Johannes, der der ganzen Welt gegenüber tritt und spricht: „Wir wissen, daß wir aus Gott sind, und die ganze Welt liegt im Argen!“ — Ich will jetzt nicht untersuchen, wie man zu solcher Festigkeit und freudigen Gewißheit in seinem Glauben gelangt: darüber, hoff ich zu Gott, noch andere Male ausführlich zu Euch reden zu können. Ich frage jetzt nur: welche Lebensansicht ist die seligere, die herrlichere? An welcher von beiden hat man mehr Halt im Leben, mehr Trost im Sterben, mehr Zuversicht im Leiden, mehr Stütze in der Anfechtung? Doch jener Zweifler hat selbst darauf geantwortet, von welchem berichtet wird, wie er sich eben mit einem Andern in tiefem Gespräch befand und darin seine Pilatus-Weisheit, die Wissenschaft des Unglaubens mit blendender Schärfe zu entwickeln wußte: als er plötzlich aus diesem Gespräch abgerufen wird an

das Krankenbett seines Kindes, einer zärtlich geliebten dreizehn- bis vierzehnjährigen Tochter. Der Arzt hatte erklärt, es sei keine Hoffnung mehr, es gehe zum Tode. Das Kind winkt den Vater dicht ans Bett heran. „Lieber Vater“, flüstert die Kranke, „sag mir doch, woran ich mich nun halten soll, an das, was du mir gesagt, oder an das, was die Mutter mich gelehrt!“ — „„Lieb' Kind““, antwortet der Zweifler, und die Thränen stürzen ihm aus den Augen: „„halte dich an das, was die Mutter dich gelehrt hat.““ — Lebt es sich noch allenfalls gut mit jenem Zweifel, so stirbt es sich doch herzlich schlecht damit. Indessen giebt's ja auch derer eine gute Zahl, die wohl empfinden, daß es auch ein elendes Leben ist ohne Hoffnung und Zuversicht auf Gott. Und wohl ihnen: denn bei ihnen ist doch Hoffnung vorhanden, daß sie noch einmal zum Licht, zur vollen Erkenntniß der Wahrheit gelangen, wenn sie „aus der Wahrheit sind und ihre Stimme hören.“

2.

Meine Geliebten! Wir haben die innere Herzensstellung des Pilatus betrachtet: laßt uns nunmehr einen Blick auf seine Handlungsweise werfen. Fragen wir hier zunächst, wie er eigentlich in dem ganzen Handel mit Jesu hätte verfahren müssen, so ist kein Zweifel: — diese ganze Scene hier ist eines Richters höchst unwürdig. Daß ein Volkshaufe wild heranstürmt, Klage führt, auf den Richter tumultuarisch eindringt und ihn mit Drohungen zu einem falschen Urtheil zu zwingen sucht: — das ist ein Auftritt, wie er sich mit der richterlichen Würde nicht verträgt. Pilatus hätte vor allen Dingen den Platz vor seinem Palaste vom Pöbel säubern lassen, dann die Anklage ordnungsmäßig anhören und sobald sich die Unschuld des Angeklagten herausstellte, diesen auf freien Fuß setzen und gegen den Volkshaß schützen müssen. Und zu solchem Verfahren fehlte es ihm auch keineswegs an Muth und durchgreifender Kraft. Wir wissen aus anderen Nachrichten, daß er sonst mit den

Juden mit rücksichtsloser Strenge umging und sie wohl in Schranken zu halten wußte. Es fehlte ihm auch nicht an dem unbefangenen Blick, das wahre Sachverhältniß, die Unschuld Jesu und die schlechten Triebfedern seiner Feinde zu durchschauen. Ja, er hatte sogar einen Zug von Gutmüthigkeit in seinem Wesen, er besaß, was man so nennt, ein gutes Herz, hegte eine gewisse Theilnahme für den Angeklagten und ging höchst ungern daran, ihn zu verurtheilen. Hier sieht man aber, wie viel Vertrauen man in einen Charakter setzen kann, wenn dieser nicht auf der Grundlage der Gottesfurcht und des Glaubens ruht, und was ein sogenanntes gutes Herz werth ist, wenn es nicht unter der Zucht des Geistes der Wahrheit steht. Es hat Jemand gesagt: Jeder Mensch hat seinen Preis, um den er feil ist. Und diese Behauptung hat ihre volle Wahrheit in Bezug auf Jeden, der mit seinem Gewissen nicht an Christum festgebunden ist und der nicht beständig als vor dem Angesicht Gottes wandelt. Pilatus war käuflich durch seinen Ehrgeiz, durch das Begehren, sich in seinem Statthalterposten, in Macht und Ansehen zu erhalten. Und diese schwache Stelle kannten die Obersten der Juden an ihm. Darum hatten sie als Stichwort ausgegeben, das Volk solle drohen, wenn er diesen los ließe, der ein Aufrihrer gegen den Kaiser sei, so zeige er damit selbst Treulosigkeit gegen den Kaiser. Die Furcht vor seinem mißtrauischen Herrn in Rom schreckte ihn; die Gefahr, daß er abgesetzt, vielleicht mit Verbannung, vielleicht wohl gar mit dem Tode bestraft werden könnte als Beschützer eines Rebellen, diese Gefahr machte den sonst so rücksichtslos vorgehenden Mann schwach und verzagt, machte ihn zum Spielball der aufgeregten Volksmenge. Zwar unternimmt er einige Versuche, Jesum noch zu retten, aber es war vorherzusehen, daß sie kläglich ablaufen mußten. Er befand sich von Anfang an mit seinen ohnmächtigen Rettungsversuchen auf einer schiefen Ebene und mußte mit jedem Schritt tiefer hinuntergleiten. So kommt er endlich dazu, eine That zu thun, die er gar nicht thun wollte. So wird der strenge Pilatus, der stolze

römische Mann, der gutherzige Mensch zum feigen Verbrecher, zum ungerechten Richter, zum Mörder an dem Heiligen Gottes.

Merken wir es uns, meine Geliebten! Jeder Mensch, der nicht auf heiligem Boden steht, der keine ewige Wahrheit kennt, für den nicht seiner Seelen Seligkeit der Gegenstand seiner ernstlichsten Sorge ist, der hat seinen Preis, um den er feil ist. Er widersteht nicht bis auf's Blut. Seine übrigen Grundsätze halten nur vor bis auf einen gewissen Punkt; es sind morsche Stäbe, die im Sturm der Anfechtung zerbrechen. Bis auf den Grund treu und zuverlässig ist Keiner, der nicht vor Allem treu ist seinem Gott und klar weiß, wie er zu dem steht in Christo. Diese innere Haltlosigkeit kann vor der Außenwelt lange verborgen bleiben; vor Gott ist sie offenbar. Und wenn es einmal gilt, etwas zu wagen für die Wahrheit, seine Stellung, seine Person, seine Ehre, sein Leben dafür einzusetzen, dann kommt es auch vor der Welt zum Vorschein. Es giebt eben eine zwiefache Art von Heldennuth: einen persönlichen und einen sittlichen Muth. Es giebt eine gewisse natürliche, angeborene Beherztheit, mit der Einer hervortreten und sich mit seinem Streben der Menge gegenüber behaupten kann. Diese, so zu sagen, soldatische Kühnheit hatte Pilatus wohl, wir haben aber gesehen, wie weit er damit kam. Den rechten Heldennuth empfängt man nur durch den Geist aus Gott, den Geist der Wahrheit und der Gottesfurcht. Mag denn sein, daß auch unter den Jüngern Jesu einmal einer abfallen kann, wie sich unter den Zwölfen ein falscher Judas befand; dann ist er eben ein Henchler gewesen. Mag sein, daß auch einmal ein redlicher Petrus straucheln kann, aber dann geschieht's nur, um sich desto kräftiger aufzuraffen und der ganzen Welt gegenüber Christum um so entschiedener zu bekennen. Er, der Herr, ist der Mann, der aus den schwächsten, kleinnützigsten, verzagtesten Seelen — Helden, unüberwindliche Helden machen kann und wirklich gemacht hat. Denn nicht nach Hunderten, — nach Tausenden zählt die Geschichte die Namen derer, die ihr Leben nicht geliebet bis in den Tod, die um der Wahrheit, um Christi willen ihr Blut

vergossen haben: schwache Weiber, Greise und Kinder hat der Herr mit dem Heldenmuth gegürtet, ihn mit ihrem Tode zu preisen. Sie sind's, über die die Kirche triumphirt: „Wir freuen uns der Tapferkeit Der Streiter unsres Fürsten, Trotz aller der Verwegenheit, Nach ihrem Blut zu dürften: Wie gut und sicher dient sich's nicht Dem ewigen Monarchen; Im Feuer ist er Zuversicht, Für's Wasser hat er Archen!“ — O wie herrlich werden solche treue Streiter prangen am Throne Gottes! Wie selig werden sie am Herzen ihres Heilandes ruhen, geschmückt mit der unvergänglichen Krone! Gott ver helfe uns Allen dazu, daß wir, denen weit geringere Proben zugemuthet sind, uns treu erfinden lassen in Streite!

3.

Vergönnt mir, Geliebte, nur noch in kurzen Zügen Euch die Lage zu vergegenwärtigen, worin Pilatus hier erscheint, indem er mit seiner Entscheidung über Christum zugleich sein eigenes Schicksal entscheidet für Zeit und Ewigkeit. — Es ist tief rührend, wie der liebe Herr auch selbst in dem gegenwärtigen Augenblick, wo es sich um sein Leben handelt, noch um eine Menschenseele wirbt, wie angelegentlich er noch ihre Rettung versucht. — „Der aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“ Dies und noch einige andere Worte wirft er wie Liebesseile nach dem Herzen des Pilatus aus. Er sieht, wie dieser im Kampfe steht; er erkennt, die Stunde der Entscheidung ist da für den armen Menschen, es heißt jezt für ihn Entweder Oder, Für oder Wider, Selig oder Verdammnt! Auch Claudia Procula, die Gattin des Statthalters, die ahnungsvolle Träume gehabt, hat ihn schon warnen lassen. Noch immer schwankt er: — vielleicht läßt er durch die Liebe des Herrn sich noch halten. O du treuer Gärtner, daß du um den unfruchtbaren Feigenbaum doch bis zum letzten Augenblicke gräbst und dir keine Mühe verdrießen lässest! Leider! leider! war's an Pilatus vergeblich. Mit dem Stachel der eignen Verdammniß im Gewissen sprach der unselige Mann das Urtheil über den

Unschuldigen aus, — über den Geheimnißvollen, dessen Bild ihm wohl niemals aus dem Gedächtniß entschwinden, über den er sich ewig wird sagen müssen: Er hat dich lieb gehabt bis zum Tode. Damit fiel denn eben der Würfel des Geschickes Pilati für Zeit und Ewigkeit. Was half's, daß er Wasser nahm und seine Hände wusch, um damit zu bezeugen, er sei unschuldig am Blut dieses Gerechten! Von dieser Blutschuld wusch ihn kein Wasser rein. — Und doch ja! es gab in der That noch solch ein Wasser. Selbst nach dieser That wäre noch Rettung, Umkehr, Vergebung möglich gewesen, wenn er sich hätte können waschen lassen im Wasser der heiligen Taufe, im Blute des Lammes, obwohl er selber es erwürgt hatte, wenn er hätte können Buße thun und im lebendigen Glauben den Gekreuzigten ergreifen. Aber nach jener Sünde, nach jenem Widerstreben gegen die Stimme der Wahrheit war die innere Kraft dazu in ihm erloschen. Außerlich lebte er noch eine Weile so fort im Besitz seiner Ehren und Würden, seines Amtes und seiner Macht. Aber das Haus seines Glückes war schon morsch durch und durch, der Sturm konnte jeden Augenblick kommen, wobei die Säulen knacken und zusammenbrechen mußten. Er hat das wohl auch gewußt und Claudia, seine arme Gattin, desgleichen. Von seinen weiteren Lebensumständen wird uns berichtet, er sei etliche Jahre nachher vom syrischen Statthalter Vitellius beim Kaiser verklagt worden, dieser habe ihn nach Rom citirt und hierauf in die Verbannung nach Gallien geschickt: später soll Pilatus wieder nach Rom gebracht sein und dort im Kerker sich selbst entleibt haben. So wäre denn Judas, der Verräther Jesu, und Pilatus, sein Richter, einen und denselben Weg gegangen.

Es ereignen sich, m. G., in dem Leben eines jeden Christen Stunden und Lagen, wo die innere Nothwendigkeit eintritt, sich zu entscheiden für oder wider Christum. Es wird von Gott so gefügt, daß die Wahrheit vor ihm lebendig wird, daß sie als erkannte Wahrheit sich ihm aufdrängt, wenn nicht sogleich im vollen Lichte, doch wenigstens ein Schimmer davon oder

einzelne Strahlen. Da läßt denn der Geist Gottes mit ernster Mahnung sich in seinem Gewissen vernehmen. „Ist es dir voller Ernst, Gott zu dienen und deine Seligkeit zu schaffen, so mußt du dein Leben nothwendig ändern und ein neuer Mensch werden, mußt daher diese und jene Gewohnheit, die dir Sünde ist, ablegen, diesen und jenen Umgang, der schädlich auf dich wirkt, abschneiden, dies und jenes Mittel, im Glauben und in der Erkenntniß zu wachsen, fleißig gebrauchen mußt dich um die heilige Schrift mehr bekümmern, mußt sonst noch gute heilsame Bücher lesen, tiefer in den Gebetsernst hineingehen, deine Zeit, die kostbare Gnadenfrist, gewissenhaft anwenden, sie nicht mit Glitzern der Eitelkeit vergeuden, sondern mit edlem bleibendem Inhalt ausfüllen.“ — Solche Regungen bewirkt die Stimme der Wahrheit in der Seele. Und wer nun „aus der Wahrheit ist“, wessen Seele sich aufrichtig nach dem lebendigen Gott ausstreckt, der hört diese Stimme und folgt den Spuren der Wahrheit. Je treuer aber und gehorsamer einer folgt, zu desto vollerm Licht führt ihn der Herr, desto mehr wächst der Mensch im Glauben und in der Erkenntniß der göttlichen Dinge, desto gewisser wird er sich seines inneren Seelenstandes. Es bildet sich eine immer innigere Gemeinschaft zwischen ihm und dem Herrn Jesu, der nach und nach sein Trost und Anker, sein Stecken und Stab, seine Wonne und Speise, sein Ein und Alles wird. Und was innerlich in ihm lebt, wird auch nach außen offenbar. Er gewinnt immer mehr Kraft und Muth, seinen Heiland im Bekenntniß durch Wort und Wandel zu preisen, und unbeirrt durch alle Urtheile von rechts und links stracks seinen schmalen Weg weiter zu pilgern. — Ich sage: Jedem tritt so dann und wann die Wahrheit nahe, der Heiland klopft an in seiner unendlichen Liebe, wie beim Pilatus. Viele, viele widerstreben aber auch eben so wie Pilatus. Sie überhören die Stimme der Wahrheit. Oder sie geben ihr inwendig vielleicht nicht ganz Unrecht, aber folgen ihr doch auch nicht mit ganzem Ernst. Sie beruhigen sich dabei, man dürfe nicht zu weit gehen, nicht zu strenge werden; sie waschen

sich mit Pilatuswasser, trösten sich mit ihrem guten Herzen und guten Willen, beschwichtigen ihr Gewissen mit der Vorhaltung, man könne ja doch nicht ganz vollkommen und ohne Sünde sein, und was dergleichen halb wahre Reden mehr sind, die noch dazu hier übel genug angewandt werden. So hat Pilatus gewiß auch versucht, sich mit seinem guten Herzen zu trösten, sich einzureden, er habe doch im Grunde das Beste gewollt, habe es mit Jesu gut gemeint und sich Mühe gegeben, ihn zu retten, zuletzt habe er eben nicht anders gekonnt. Er steht als warnendes Exempel da, wohin es führt, wenn man die Wahrheit, so weit sie sich einem offenbart hat, nicht mit ganzer Seele will, sondern ihr nur mit halbem Willen folgt. O dies charakter schwache, lauwarne Christenthum, welch ein Greuel ist es dem Herrn! Es trägt auch das Gericht schon in sich selber. Je mehr man sich nur so mit halbem Herzen der Wahrheit hingiebt, desto mehr schwindet die Fähigkeit, mit dem ganzen Menschen, mit ungetheiltem Willen ihr zu folgen; die Kraft stumpft sich ab, wenn sie nicht geübt wird, und so geschieht's, daß, während sich Einer noch in Pilatus-Chren und Wohlstand sonnt, die Seele inwendig verödet, das Fleisch die Oberhand gewinnt und Herz und Gewissen wie mit einer Schwielenhaut überzogen werden, durch welche die Eindrücke des göttlichen Wortes nicht mehr durchdringen können.

Mein Mitschrist! Ist's für dich noch Zeit? Verstehst du noch die Stimme der Wahrheit? Hast du jetzt in dieser Stunde vielleicht etwas von ihrem Wehen vernommen? Nun wohl! so mußt du dich entscheiden. Stelle den Heiland der Welt dir vor, wie er vor Pilatus steht und um seine Seele wirbt, wie er dann sich geißeln, verurtheilen, an's Kreuzesholz sich annageln und todt martern läßt: — es ist die Liebe auch zu dir, die ihn dazu mit gedrunge hat. Das that ich für dich, ruft er, was thust du für mich? Und was du für ihn thust, das thust du eigentlich doch zugleich für dich selber, für dein Heil in diesem und jenem Leben! — Solch ein Preis ist's ja werth, daß man

ernstlich ringet, daß man bis auf's Blut widersteht im Kämpfen
wider die Sünde.

Herr Jesu, du sollst es sein, den wir erwählen! Du Mann
der Schmerzen bist's, dem wir anhangen wollen auf ewig!

Mein Lebetage will ich dich
Aus meinem Sinn nicht lassen,
Dich will ich stets, gleich wie du mich,
Mit Liebesarmen fassen.
Du sollst sein meines Herzens Licht,
Und wenn mein Herz in Stücke bricht,
Sollst du mein Herze bleiben.
Ich will mich dir, mein höchster Ruhm,
Hiernit zu deinem Eigenthum
Beständiglich verschreiben.

18--22 XX Amen.



V.

Thomas.

(Sonntag Quasimodogeniti.)

Ev. Joh. XX. 24 — 31.

Thomas aber, der Zwölfen einer, der da heißt Zwillling, war nicht bei ihnen, da Jesus kam. Da sagten die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen: Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale, und lege meinen Finger in die Nägelmale, und lege meine Hand in seine Seite, will ich es nicht glauben. Und über acht Tage waren abermal seine Jünger darinnen, und Thomas mit ihnen. Kommt Jesus, da die Thüren verschlossen waren, und tritt mitten ein, und spricht: Friede sei mit euch! Darnach spricht er zu Thomas: Reiche deinen Finger her, und siehe meine Hände; und reiche deine Hand her, und lege sie in meine Seite; und sei nicht ungläubig, sondern gläubig. Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Spricht Jesus zu ihm: Dieweil du mich gesehen hast, Thomas, so glaubest du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Auch viele andere Zeichen that Jesus vor seinen Jüngern, die nicht geschrieben sind in diesem Buch. Diese aber sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ, der Sohn Gottes; und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.

Im Herrn geliebte Gemeinde! Unsr heutige Epistel beginnt wie ein Lied im höhern Chor: „Alles was von Gott geboren ist, überwindet die Welt und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Wer ist aber, der die Welt überwindet, ohne der da glaubet, daß Jesus Gottes Sohn ist?“ — Was Glauben sei? Nicht wenige sagen: es ist Trägheit der Seele, Erlahmung der inneren Kräfte, nichts denn ein stumpfes, todes Brüten auf unbegreiflichen Sätzen! — Aber wer will vom Glauben reden, der ihn nicht hat? Johannes sagt:

„Unser Glaube ist der Sieg.“ Das geht aus anderem Tone. Es ist Sieg, Kraft und Leben in ihm, ja aller Kraft, alles Muthes, aller Zuversicht und Freude Quelle und Fülle. Wer Glauben hat, feiert einen Triumph über den andern und über sein ganzes Dasein legt sich ein Festschmuck, ein Verklärungsschimmer. Wenn einer zum Glauben kommt, so ist's als würde er in eine neue Welt geboten. Ein neuer Sinn öffnet sich in der Seele. Er athmet, lebt und webt außer der sichtbaren Welt in einer zweiten unsichtbaren, himmlischen Welt. Und die Dinge dieser unsichtbaren Welt stehn ihm näher, berühren ihn lebendiger, haben mehr Wirklichkeit für ihn, als die ganze ihn umgebende Welt trotz ihrer Handgreiflichkeit. Dorthin birgt er sich wie in einen sichern Hafen. Aus der Enge, aus dem Gedränge der kleinen Erdendinge führt der Glaube ihn in's Geräume. Der Seele wachsen Flügel an, keine Noth, keine Verstimmung, kein Sorgendruck, keine Anfechtung kann auf die Dauer sie hemmen und niederhalten. Sobald sie in ihrem Gott sich wieder gestärkt hat, schüttelt sie plötzlich ihr Gefieder und schwebt im Triumphesflug zu den Sonnenhöhen empor, wie ein Adler. Die Welt liegt überwunden zu ihren Füßen.

Das sagt die heutige Epistel über den Glauben. Und unser Evangelium liefert das Gegenstück dazu. Zum Licht fügt es den Schatten. Es führt uns den Zweifel, den Unglauben vor. Die Gestalt des Thomas ist's, auf welche die Kirche für den heutigen Sonntag die Aufmerksamkeit hinlenkt. Lasset uns demnach den Zweifel des Thomas betrachten, und zwar 1. den unglücklichen Zustand, in welchen sein Zweifel ihn versetzt, 2. wie Thomas selbst daran schuld ist, 3. wie der Herr durch seine Offenbarung den Zweifel überwindet.

Herr, stärke uns den Glauben! Offenbare mit deinem Geisteswehen dich auch hier in unserer Mitte! Wie du unter deine Jünger tratetest mit deinem Friedensgruß, so segne uns allzumal mit Licht, mit Kraft, mit Trost aus der Höhe. Amen!

Unser Evangelium versetzt im Anfang uns noch einmal in den Ostertag zurück. Was für ein Tag voll Wonne muß das gewesen sein für das Häuflein der Gotteskinder! Der Hirte war geschlagen, die Schafe der Heerde zerstreuet. Wie ein Flug verschüchterter Tauben vor den Krallen des Habichts, so waren die Jünger auseinander gestoben. Allmählich finden sie sich wieder zusammen, kleinlaut, niedergeschlagen, in bangen Harn versunken, sitzen sie da bei einander. Und in diese Nacht von Betrübniß hinein nun plötzlich ein solcher Freudenstrahl! „Der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden und Simoni erschienen!“ Diese Botschaft verlautet plötzlich und ihr auf dem Fuße folgt Petrus selbst und berichtet alles umständlich und genau. Maria die Magdalenerin kommt hinzu und theilt neue Offenbarungen mit. Unter Wieder- und Wiedererzählen verfließt der Tag, sie könnens kaum glauben vor Freude, was sich begeben. Da kommt am Abend noch Kleophas aus Emmaus zurück mit seinem Gefährten und meldet, wie er ihnen auf dem Wege begegnet; und erkannt sei an dem, da er das Brot brach. Während sie aber noch ihren Worten lauschen, die Thüren vorsichtig immer noch verschlossen haltend, siehe! da steht plötzlich er selbst, der Osterfürst, mitten unter ihnen. Wer kann's schildern, was da durch ihre Seelen ging! Wer das Erschrecken und das Staunen und den Jubel und die Freude und die Liebe und den ganzen Sturm der Empfindungen beschreiben, der jetzt sich ihrer bemächtigt! — Unglücklicher Weise fehlt nur einer der Jünger, und ihm gerade wäre doch das Selbstsehen am allernöthigsten gewesen. Thomas war nicht unter ihnen. Zwar zögern sie nicht, ihn aufzusuchen und ihn zum Genossen ihrer Freude zu machen. Aber an seinem Zweifel prallen alle ihre Freuden- und Trostergüsse ab. Er sitzt fest in seinem Gram, wie in einer finstern Höhle. Je mehr sich die Uebrigen der Freude überlassen, desto verstimmter, desto trauriger wird er, weil er nicht glauben kann.

Und — hätte Thomas Recht mit seinem Zweifel, wer wollte seine Untröstlichkeit ihm zum Vorwurf machen! Wäre Christus wirklich nicht auferstanden, so stünde in der That es über die Maassen schlimm und traurig um ihn. Seine ganze Hoffnung wäre zu Grabe getragen. Mit Grund wäre er irre geworden an Allem, was bis dahin seines Lebens Halt und Anker gewesen. Christus wäre dann nicht der Eckstein Israels, nicht der Sohn Gottes, nicht der Verfühner und Sündentilger, nicht der König des Himmelreiches! In Dunst und Nebel löste sich auf, was ihm bis dahin als Licht auf seinem Wege und als Leuchte seines Fußes gegolten hatte. — Und nicht bloß Thomas, wir alle, meine Geliebten, jeder von uns ist eben so unendlich nahe betheiligte an der Frage, ob Christus wirklich erstanden. Denn wäre das nur ein Wahn und ein Märchen, dann ruhte unser ganzer Glaube auf morschem Fundamente. Es fehlte das Gottesiegel für Jesu Zeugniß, Person und Werk. Er könnte dann nicht der Eingeborene des Vaters sein, die Zunge sträubt sich es auszusprechen, wofür man dann ihn halten müßte. Würde uns aber der Glaube an Jesum geraubt, o wie sehr, wie sehr verarmten wir mit einem Male! Die Kirche mit ihren Festen, mit ihren Erquickungen und Trostspenden müßte fort aus der Welt. Es gäbe weder Weihnachts- noch Ofter- noch Pfingst- noch Sonntagsfreude. Ein Trauerflor breitete dann sich über das ganze menschliche Leben. Ohne Christum — wer führte uns durch die Irrsale der Welt, wer hülfe uns auf in Sündenkämpfen, wer legte uns in der Sterbestunde die Hand unter das Kissen, wer verträte uns in dem Gerichte und schützte uns vor dem brennenden Borne des gerechten Gottes! — Ohne Christum wären wir die elendesten unter allen Creaturen, lebten wir ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt und hätten vor den unvernünftigen Geschöpfen nur den Vorzug voraus, daß wir den ganzen bettelhaften Jammer des Lebens desto klarer erkannten.

Zwar giebt es noch derer etliche, die den Glauben an Jesu Gottheit preisgebend, sich damit beruhigen, daß doch darum

noch nicht aller Glaube und alle Religion vernichtet sei, wenigstens „Gott, Tugend und Unsterblichkeit“ blieben darum doch gewiß, wenn auch Jesus als seiner höheren Würde entkleidet da stünde. — Aber fragt nur die Weisheit dieser Welt, die Wissenschaft des Unglaubens, wohin mit unerbittlicher Folgerichtigkeit die Verstandeschlüsse führen, wenn einmal die Offenbarung Gottes in Christo gelengnet ist. Der christliche Glaube in allen seinen Artikeln ist eine Kette, an der nicht ein einziges Glied zerrissen werden kann, ohne das Ganze zu zersprengen. Wer den Sohn nicht hat, der hat auch den Vater nicht! Der behält auch keinen heiligen Gott, nicht einmal einen lebendigen, persönlichen Gott; behält kein anderes Gericht, als was diesseits sich vollzieht, und kein anderes Leben, als was in Fleisch und Blut einhergeht. Ist das Christenthum nichts als ein Inbegriff von zwei bis drei Lehrsätzen, so stehen wir mit unserer Überzeugung jedem Winde der Meinung offen. Der Verstand treibt sein Spiel damit. Ein kluger Kopf bringt Gründe dafür, vielleicht ein noch klügerer bringt Gründe dagegen her. Anders aber stehts, wenn ich mit meinem Glauben mich nicht auf einen nackten Lehrsatz gründe, sondern auf Thaten Gottes, auf Thatfachen und Ereignisse, die wirklich geschehen sind, auf handgreifliche Beweisungen des Geistes und der Kraft, womit Gott sich der Welt in Christo kund gegeben. Sind diese Thatfachen geschehen und verbürgt, so bewegt sich der Glaube auf einem Gebiet, das nicht mehr anzutasten ist. Und Gott sei gelobt, daß es so steht, daß Gott der Herr alles gethan hat, um unsre Hoffnung auf felsenfeste Gründe zu stellen!

2.

Vielleicht ist hier nun manch ein Thomas gegenwärtig und spricht bei sich selber: „O ja, eine schöne vortreffliche Sache um den Glauben! ich preise den glücklich, der ihn haben kann! Aber ich habe ihn nun einmal nicht und kann mich doch nicht zwingen, an Wunderdinge zu glauben!“ Was sollen wir hierzu sagen? Dies sagen wir: — der Zweifel, der Unglaube ist nicht

bloß ein Unglück, er ist auch ein Unrecht, eine Sünde: er deutet immer auf einen finstern, bittern Grund im Menschen hin, seine Wurzeln stecken nicht im Kopf, sondern im Herzen. Wer inmitten des Offenbarungskreises lebt, in der Mitte der christlichen Kirche, wo die Gnadenmittel Gottes im Schwange gehen, der ist selber Schuld daran, wenn er nicht glauben kann.

Lasset uns zu dem Säger im Texte zurückkehren. Ihn, den Thomas, pflegt man immer als das Beispiel eines durchaus redlichen Zweiflers anzuführen. Soll aber damit gesagt sein, daß er völlig unschuldig bei seinem Unglauben war, so trifft dies durchaus nicht zu. — So viel ist freilich gewiß, daß wir in ihm einen Zweifler ganz anderer Art vor uns haben, als neulich in unserer Passionsbetrachtung in Pilatus mit seinem Ausruf: „was ist Wahrheit!“ Thomas härt und grämt sich, weil er nicht glaubt. In der Tiefe der Seele wünscht er nichts lieber, als daß die Kunde wahr sein möchte, zu welcher er den Kopf schüttelt. Pilatus dagegen steht in vollkommener Gleichgültigkeit da ohne inneres Interesse; oder wenn sich ein Gefühl bei der Nachricht von der Auferstehung Christi in ihm regt, so ist es eher Besorgniß, ist es Furcht und Angst, daß die Sache wahr sein könnte. Gern läßt er es in diesem Sinne geschehen, daß der Grabesstein verwahrt und versiegelt wird. — Thomas' Herz hängt fest an Jesu Christo. Als der Herr sein Leiden ankündigte, war er's, der mit schwermüthigem Ton der Liebe ansrief: „Lasset uns mit ihm ziehen, daß wir mit ihm sterben!“ Pilatus stand in Kälte dem Herrn gegenüber und vermochte es über sich, ihn zum Tode zu verurtheilen und seine Hände mit der Blutschuld zu beslecken. — Also ein Unterschied in der Verschuldung, ein himmelweiter, findet freilich statt. Aber ganz frei zu sprechen ist Thomas immer nicht. Allerdings verdient er nun darüber keinen Tadel, daß er nicht blind, nicht ohne Prüfung glauben will. Es gehört mit zu seiner ihm anerschaffenen Natur, daß er erst den Boden befühlen muß, auf den er tritt. Aber er läßt von seiner Eigen-

thümlichkeit sich zu weit fortreißen. Hierzu kommt jener melancholische Zug in seinem Gemüth, wonach er, wie es scheint, überall zum Schwarzsehen geneigt ist, und immer das Trübste erwartet. Er will recht unbefangen bleiben und sich nicht einer Täuschung hingeben, um nicht hernach eine viel bitterere Enttäuschung zu erfahren. Aber gerade in diesem Streben nach Unbefangenheit wird er im höchsten Maße befangen und tritt den übrigen Aposteln mit unbegründetem und unverdientem Mißtrauen gegenüber. — Und ferner — warum fehlt er doch in jener Versammlung, wo der Herr erschien? Warum sondert er von den Uebrigen sich ab? Warum geht er seine eigenen Wege — jetzt, wo es für ihn nichts Wichtigeres geben konnte, als die Gemeinschaft der Brüder zu suchen und die Entwicklung der großen angeregten Hoffnung abzuwarten? — Es ist Eigensinn, womit er hartnäckig auf seinen Kopf besteht und ihren Freuden-Ausbrüchen die kühle Antwort gegenüber stellt: „Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale und lege meine Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, will ich es nicht glauben. — Wer weiß, ob ihr recht gesehen, ob ihr im Lampenschimmer euch nicht getäuscht habt! Habt ihr ihn denn auch angegriffen, seine Hände gefühlt und seine Seite, die tödtlich durchstochene? Und wenn dies Alles, — nun warum kam er denn nicht früher? warum blieb er nicht länger und wo weilt er denn jetzt?“ — So spinnt ein Gemüth, das einmal zweifeln will, sich immer fester in seine Bedenklichkeiten und Vorwände ein: — Thomas ward ungerecht und bitter gegen die Apostel — ja selbst gegen den Herrn. Gegen die Apostel: denn nicht ihnen, den zehn Jüngern, sondern nur den zehn Fingern will er glauben; er will klüger und vorsichtiger sein, als sie Alle. Und auch gegen den Herrn: denn hätte er nicht an dessen Wort denken müssen, wie er klärlich vorausgesagt, daß er am dritten Tage auferstehen würde? Hätte dies, zusammengehalten mit dem Zeugniß seiner Mitjünger ihn nicht empfänglich machen sollen für den Glauben? — Und werfen wir in sein liebendes, Christum schwermüthig lie-

bendes Herz noch einen tieferen Blick, so werden wir kaum irre gehn, wenn wir eine Empfindlichkeit darin wahrnehmen, woraus sein Zweifel vielleicht die meiste Nahrung sog. „Was ist dies?“ mochte er fragen, „mir zeigt er sich nicht, von dem er doch wissen muß, mit welcher Treue und Hingebung ich ihn anhänge? Nur ich allein unter den Zwölfen soll ausgeschlossen sein? Petrus dem Verleugner offenbart er sich, erst besonders, und dann mit den Uebrigen in Gemeinschaft — und für seinen treuen Thomas hat er keinen besonderen Trost? Ich erkenne den Herrn, meinen Herrn nicht in dem, was jene erzählen.“ Diese empfindliche, gereizte Stimmung zusammen mit jenem Eigensinn hat wohl, wie nach den Andeutungen der Schrift über den Charakter des Thomas anzunehmen ist, hauptsächlich den Ausschlag bei seinem Zweifel gegeben.

Nun macht euch hiervon die Anwendung, ihr lieben Seelen! Zweifelnde, ungewisse und schwankende Gemüther sind wohl auch unter uns, wenn auch nicht Pilatusgleiche, die mit unterschiedenem Hohn und mit Kälte sich von der Wahrheit abwenden, so doch Thomasingleiche Seelen, die, wie sie meinen, wohl gern glauben möchten, aber es nur nicht können. Es gilt ja doch von Allen dasselbe, wie von Thomas. Er hätte wohl können, ja müssen glauben, aber im Grunde wollte er doch nicht, es war ihm kein rechter ganzer Ernst damit, die Ueberzeugung von der Auferstehung Christi zu erlangen. Er zweifelt, weil er will zweifeln, weil er sich darin gefällt, in diesem Zustande zu verharren. — Sagt doch, ihr Lieben, was habt ihr denn gethan, um des Zweifels und des Glaubens Gründe gegen einander abzuwägen? — Habt ihr denn eifrig, sei es in Lesen von Schriften, sei es in lebendiger Unterredung, die Belehrung derjenigen Jünger Jesu gesucht, die im Glauben stehen und denen ihr doch sonst verständigen Sinn und redliches Streben zutrauen müßt? Habt ihr unter Forschen im göttlichen Wort und unter Gebet und Flehen zu Gott, der sich an keiner wahrheitsuchenden Seele unbezeugt läßt, nach Glauben und nach Erkenntniß gerungen? O prüfe sich nur

Jeder! Ueberall wo Unglaube und Zweifel wohnt, deutet dies auf einen Herzensmangel; schwerlich brennt da schon die Frage nach der Seelen Seligkeit auf dem Gewissen, sicherlich herrscht da noch Weltfinn und Liebe zur Creatur oder Augenlust, Fleischeslust oder hoffährtiges Leben vor, die Seele liegt noch gefangen im Land der sichtbaren Dinge. „So Jemand will des Willen thun, der mich gesandt hat,“ spricht Christus, „der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede.“ Er sagt nicht: „So Jemand den Willen Gottes thut,“ sondern: „So Jemand will des Willen thun.“ Wer nur wirklich mit ganzem Gemüth sich Gott zuwendet, wer nur alles Andere für Schaden achtend aufrichtig darauf bedacht ist, sein Wohlgefallen zu erlangen: ich sage euch, in einer Kürze wird ihn der Herr durch seinen heiligen Geist zur Gewißheit der Erkenntniß führen; eine Zweifelschlacke nach der andern wird sich ablösen und echtes Glaubensgold zum Vorschein kommen.

Hierbei kann ich mir nicht versagen mitzutheilen, was über einen der größten Glaubenshelden unsrer evangelischen Kirche, über August Hermann Franke berichtet wird. Als derselbe als vierundzwanzigjähriger Jüngling sich besuchsweise zu Lüneburg im Hause von Verwandten aufhielt, ward ihm eine Predigt übertragen, die er nach einigen Wochen halten sollte, die erste, zu der er sich überhaupt entschloß. Er nahm sich zum Text den Vers aus unserem Evangelium: „diese aber sind geschrieben, daß ihr glaubet, dieser sei der Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.“ Hiernach wollte er von dem wahren, lebendigen Glauben an Jesum den Sohn Gottes reden, wie derselbe auf sicherer Überzeugung und Erkenntniß fest begründet sein und wie er sich durch Früchte im Leben bewähren müsse. Als er aber anfing zu sinnen und zu studiren, entdeckte er bald, daß er selbst den Glauben noch gar nicht besitze, den er in seiner Predigt von den Zuhörern fordern wolle. Er findet seine Überzeugung so unsicher, so schwankend, daß ihm Zweifel über

Zweifel aufsteigen. Es wird ihm nicht allein ungewiß, ob Christus wahrhaftig Gott sei, er wird irre am Dasein Gottes überhaupt und an der Hoffnung des ewigen Lebens. Er geräth in große Seelenangst, um so mehr als ihm zugleich der Blick in sein Inneres den jammervollen, sündigen Zustand seines Herzens aufdeckt. „Wie Einer,“ schreibt er, „der auf einem hohen Thurme steht, die Häuser der Stadt deutlich unter sich liegen sieht: so überfah ich mein ganzes Leben und sah es voll von Sünden und Unreinigkeiten.“ Er greift zu gelehrten Büchern, um ir's Klare zu kommen, er liest theologische und philosophische Schriften den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein; dazwischen weint und jammert er, und betet zu dem Gott, den er doch nicht kennt und von dem er doch nicht weiß, ob er lebe. Äußerlich verbirgt er seine Unruhe und spricht mit keinem seiner Hausgenossen darüber. Aber, wenn er auf sein einsames Zimmer zurückkommt, überfällt ihn die ganze Centnerlast seines trostlosen Zustandes und beugt ihn nieder auf seine Knie. „Denn ich fühlte es gar hart,“ schreibt er, „was das sei, keinen Gott zu haben, an den das Herz sich halten könnte, seine Sünde zu beweinen und nicht zu wissen, warum und wer der sei, der solche Thränen auspresse, und ob wahrhaftig ein Gott sei, den man damit erzürnet habe, — sein Elend und Jammer täglich sehen und doch keinen Heiland und keine Zuflucht wissen und kennen.“ In solcher Angst kniete er eines Sonntags nieder und rief: „Herr Gott, wenn du wirklich bist und lebst, so erbarme dich mein und offenbare dich mir; mache es mir inwendig kund, daß du da bist und auch mein Gott und Vater sein willst, und daß Jesus Christus, dein eingebornener Sohn, der Sündenheiland und auch mein Erlöser ist.“ — „Da erhörte mich der Herr,“ schreibt er weiter. „So groß war seine Vaterliebe, daß er nicht nach und nach mir meinen Zweifel und Unruhe benehmen wollte, daran mir wohl hätte genügen können, sondern damit ich desto mehr überzeugt würde, erhörte er mich plötzlich. Alle Zweifel verschwanden, ich ward in meinem Herzen versichert der Gnade Gottes in

Christo Jesu. Alle Traurigkeit der Seele war hinweggenommen, ich war wie mit einem Strom von Freude überschüttet. Mit großem Kummer und Zweifel hatte ich meine Knie gebeugt, und mit unaussprechlicher Freude und Gewißheit stand ich wieder auf." — Mittwochs darauf hielt er seine Predigt mit großer Herzensfreudigkeit zur Erbauung für Viele. Von hieran datirt Franke seine eigentliche Befehrung.

Seht, meine Lieben! so läßt Gott sich finden von denen, die ihn mit Ernst suchen. Wer göttlich leben will, der wird auch Gott erkennen und Jesum als seinen eingebornen Sohn, als den Weg, die Wahrheit und das Leben. — Ja selbst ein schwaches, mit manchem sündlichem Beisatz noch behaftetes Streben belohnt schon der Herr, der huld- und gnadenreiche. Wir sehen's auch an unserm Jünger im Evangelium, dessen erlangten Sieg über seinen Zweifel wir uns nun schließlich noch vergegenwärtigen.

3.

Acht Tage lang ist Thomas in seinem unglücklichen Seelenzustande hingegangen, der Herr ist inzwischen nicht wieder erschienen. Ob der Jünger in den letzten Tagen nachgiebiger geworden? Fast scheint es so; denn eine Annäherung liegt doch wohl darin, daß er sich jetzt in der Versammlung befindet. Eben mochten die Andern ihm in lebendiger Erinnerung den Vorgang wiederholen, der vor acht Tagen zu derselben Stunde sich zutrug: siehe, da mit einem Male steht er selbst wiederum mitten unter ihnen, der Osterkönig leibhaftig, mit den heiligen Narben an seinen Gliedern. Ganz und gar wie das letzte Mal grüßt er sie: „Friede sei mit euch!“ — Welcher Schrecken, welch Erstaunen, welche Freude und Wonne wiederum! Und welch ein Blick des Heilands auf Thomas, dem seine diesmalige Erscheinung ganz besonders galt! Welch ein Augenblick der Verschmelzung für diesen! Doch es wird ihm nicht viel Zeit gelassen, die tiefste Verwirrung und Beschämung wird ihm erspart, indem der Herr sich sogleich an ihn wendet und

ihn anredet: „Reiche deinen Finger her und siehe meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“ — Dieselben Worte, die Thomas gesprochen, giebt er ihm zurück. Er hat ihn also gesehen, gehört, hat ihn unsichtbar begleitet in diesen acht Tagen, und wenn er ihm nicht früher erschien, o wie tief fühlt Thomas nun, daß er darin nur die Spuren der erziehenden Weisheit Christi zu verehren habe!

„Sei nicht ungläubig, sondern gläubig!“ — Wohl ist dies ein beschämendes, strafendes Wort, aber der Jünger hat Bartheit genug, um jetzt die ganze Schuld seines früheren Eigensinnes und seiner Bitterkeit, aber auch die Größe der Liebe seines Herrn zu erkennen. Überwältigt von Empfindungen sinkt er ihm zu Füßen mit dem Ausruf: „Mein Herr und mein Gott!“ — Wie öfter geschieht, so glaubt nun der überwundene Zweifler rascher, klarer, tiefer. Was kein Apostel bisher so unmittelbar ausgesprochen, daß Christus Gott sei, das spricht er nun als der erste Zeuge mit entschiedenem Wort aus. — Hier lasset uns still halten! Diese Osterseene voll Anbetungsfeier, Preis und Freude lasset uns tief in unser Herz schreiben! Der Herr vor seinem Jünger und Thomas zu seinen Füßen: „Mein Herr und mein Gott!“

Ach! solchem Thomasglücke
Nur ein paar Augenblicke,
Dem wollt' ich zu Gefallen
Wohl tausend Meilen wallen;
Mich lange Jahre sehnen,
Und viele heiße Thränen
Aus meinen Augen schütten,
Wenn er sich ließ erbitten!

Doch Herr, mein Gott, was wähl' ich?
Mach mich im Glauben selig!
Willst du das Aug' mir binden,
Das Herz kann blindlings finden. —

„Dieweil du mich gesehen hast, Thoma, glaubest du; selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“ — Das hat der Herr

für uns gesprochen, denen seine sichtbare Erscheinung entzogen ist. Den Fleischesaugen giebt er sich nicht mehr zu schauen, wir sollen eben im Glauben geübt werden. Mitten hinein gestellt in diese sinnliche Welt, sollen wir mit aller Kraft die Seele losketten von den irdischen Dingen, und gewisser noch, denn alles, was in die Sinnenwahrnehmung und in den Augenschein fällt, gewisser noch soll uns sein, daß Christus da und nah ist, daß er uns sieht und hört, daß er bei uns ist allerwege. Jedem geht er nach, der einsam seine Straße zieht und in seinem Gram versinken will. Er hat Acht auf dich, wenn du in der Anfechtung stehst; dein Kämpfen und Ringen ist ihm nicht verborgen, er sieht dich schwanken, sieht dich straucheln und fallen, sieht's, wenn du wieder aufstehn willst und die Hände nach ihm ausstreckst, um Vergebung zu erlangen.

Haltet den Glauben fest, ihr Menschen, den Glauben an den Sohn Gottes! Auch wenn das Licht des Glaubens sich verdunkelt, wenn die Nähe des Herrn der Seele sich nicht kund giebt, wenn ihr von seinem Frieden nichts schmecket und erfahret, haltet den Glauben fest: dennoch, dennoch ist er da! Wir haben seine feste Verheißung: „ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ Und sprach' die Welt gleich lauter Nein, Soll sein Wort doch gewisser sein! — Wer im Glauben lebt, zieht seine Straße getrost und fröhlich daher. Denn seltsam ist's: je tiefer einer durch den Glauben in den Ernst der Buße und der Selbstverleugnung hinabsteigt, desto heitrer wird sein Gemüth; je mehr einer der Welt abstirbt und in Gott lebt, desto reicher, desto herrlicher wird ihm das Leben. Er verlernt es, nur schwarz und trübe in die Zukunft zu blicken: zuletzt führt ja der Herr doch Alles herrlich hinaus. Möge es dunkel und immer dunkler werden, zuletzt wird Alles licht. Der Glaube achtet der Zwischenstationen nicht, wo es Kreuz und Ungemach giebt: er blickt hindurch auf das Ziel! Und dort am Ende — soll das Glauben ganz aufhören und übergehn in Schauen. Dort sollen wir Ihn sehen, wie er ist, von Angesicht zu Angesicht, ihn, den unsre Seele geliebet hat. Des Thomas

Glück wird dann auch uns widerfahren, und in noch weit vollkommenerem Maaße.

Wir haben eine Scene aus den überaus schönen und lieblichen Tagen betrachtet, die die Jünger feierten vom Ostertag bis zur Himmelfahrt, in der Sprache der Kirche „die vierzig Tage der Freude“ genannt. Der Festglanz jener Tage wird lebenslang den Jüngern nicht aus der Seele gewichen sein. Möge denn ein Nachhall dieser Freudenzeit auch durch unser ganzes Leben tönen, und der Herr gewähre unsre Bitte, wenn wir sprechen:

Ihr segensvollen vierzig Tage,
 Zu vierzig Jahren werdet mir,
 Darin, mein Heiland, jede Klage
 Verstumm im Herzensnuß an dir!
 So oft ich Sünderthränen weine,
 So ruf und tröst mich namentlich!
 Und härm ich einsam mich um dich,
 So brich durch Schlösfer und erscheine!

Amen.



VI.
Christus das Band zwischen Himmel und Erde.

(Himmelfahrt.)

Hallelujah, Preis und Lob dem Lamm das erwürget ward!
Lobfinget dem Herrn, der da aufgefahren ist in die Höhe und
hat das Gefängniß gefangen geführt, und den Menschenkin-
dern Gaben gegeben! Nach deinem Sieg opfert dir nun dein
Volk im heiligen Schmuck! Man singet mit Freuden in den
Hütten der Gerechten: die Rechte des Herrn ist erhöht, die
Rechte des Herrn behält den Sieg! Hallelujah! Amen!

Col. III, 1. 2.

Seid ihr nun mit Christo auferstanden; so suchet, was droben
ist, da Christus ist, sitzend zu der Rechten Gottes. Trachtet nach dem,
das droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist.

Im Herrn Jesu geliebte Gemeinde! Der heutige Tag bildet
den festlichen Schluß- und Höhepunkt der sogenannten vierzig
Tage der Freude, die die Kirche alljährlich von Ostern ab feiert.
Wieder und wieder hat der Herr sich in diesen Tagen in man-
cherlei Erweisungen den Jüngern lebendig gezeigt — bei ver-
schlossenen Thüren, auf dem Wege nach Emmaus, am See Ti-
berias, auf dem Berge Galiläa's. Nun sind sie zum letzten Male
auf den Delberg bei Jerusalem beschieden; noch einmal unter-
weist er sie über das Reich Gottes und giebt ihnen Befehl,

nicht von Jerusalem zu weichen, bis sie den heiligen Geist empfangen hätten, in dessen Kraft sie hingehen und seine Zeugen sein sollten in Jerusalem, in Judäa, in Samaria und bis an das Ende der Erde. Und siehe, dann ward er aufgehoben zusehends, und segnend, mit aufgehobenen Händen — so nahm eine Wolke ihn vor ihren Blicken hinweg. — Das war der letzte Abschied, ein Abschied auf immer für diese Welt, denn von nun an sollten sie mit ihren leiblichen Augen ihn niemals wiedersehen. War das nicht ein Trauer- und Thränentag für sie? Und doch sagten wir, es sei der Höhepunkt der Freudenzeit, und ausdrücklich steht von den Sängern geschrieben: „sie aber beteten ihn an, und kehrten nach Jerusalem zurück mit großer Freude.“

Und wie konnten sie anders — im Blick auf ihren Herrn, wenn sie im Geiste ihm nachschauten? — Heut feierte er ja seinen Triumph- und Ehrentag. So wie er hier ihren Blicken entschwebt, so wird er droben von den Tausendmal Tausend empfangen; die ihre Harfen bereits gestimmt haben, um ihn, der nunmehr nach Vollbringung seines Werkes in die Gottesherrlichkeit zurückkehrt, mit ihren Lobpsalmen zu preisen. Am ersten der vierzig Tage sehen wir ihn als den Überwinder, wie er aus der Schlacht kommt, und „vom Bach am Wege trinkt“ (Ps. 110, 7); heut nimmt er sein Reich ein und hält seine Krönungsfeier. Aber voll Freude konnten die Säger und können wir sein auch um ihrer, um unser selbst willen. Er das Haupt und wir die Glieder! — Wir wissen nun die Stiege, Die unser Haupt erhöht, Wir wissen zur Genüge, Wie man zum Himmel geht. Der Heiland geht voran, Will uns nicht Waisen lassen, Er zeigt uns die Straßen, Er bricht uns sichere Bahn. — Erscheint er fernerhin nicht mehr in sichtbarer Gestalt seinen Gläubigen, so wohnt er doch unsichtbar in lebendiger wirksamer Gnadengegenwart bei ihnen, begabt sie vom Himmel mit seinem Geist und Gaben, die Erde ist für sie nicht eine öde verlassene Fremde, kein bloßes Thränen- und Jammerthal; durch ihn ist eine lebendige Straße,

eine Brücke und Verbindung aufgerichtet zwischen Himmel und Erde!

Christus das lebendige Band zwischen Himmel und Erde, dieser Himmelfahrtsgedanke ist es, den auch unser Text uns entgegenbringt. Wir wollen den Inhalt desselben jetzt des Näheren vor uns entfalten, und bitten Gott den Herrn, daß er dabei mit seinem Geist und Segen unter uns sein wolle.

Christus das lebendige Band zwischen Himmel und Erde! — Wir machen drei Theile und sagen:

1. Es ist ein Band gar güldner Art,
2. Ward fest durch Christi Himmelfahrt,
3. Wohl dem, der's fest und treu bewahrt!

1.

Es liegen in der Erde, wie allbekannt ist, m. G., starke Bände geheimnißvoller Art, wodurch sie alles Irdische, Schwere, Körperliche an sich bindet; was von ihr kommt, entläßt sie nicht aus ihrem Bereich, Alles zieht sie in ihren eigenen Mittelpunkt hinein. Dieser Zug nach unten, nach der Erde geht auch durch die Menschenwelt. Es giebt eine Kraft in den irdischen Dingen, die bindet die Seele fest und zieht sie, wenn sie einmal einen Aufschwung zum Höheren nehmen will, wieder herunter in's Gewöhnliche, in's Irdische, in's Sündliche. — Aber diesem Zuge nach unten geht der Zug nach oben nebenher. Die Erde mit Allem, was auf und in ihr lebt, ist an den Himmel festgebunden mit unsichtbaren gewaltigen Klammern, und längst wäre sie ins Weßensleere und in den Abgrund gesunken, wenn diese Bänder sich jemals lockerten. Was in ihr sich regt von feinem Leben, es trachtet die Scholle zu durchbrechen, es strebt aufwärts, dem Lichte, dem Himmel zu. Jede Pflanze, jeder Baumwipfel weist uns nach oben, wie ein Zeigefinger unseres Herr-Gottes. Aufwärts blickend ist der Mensch geschaffen, sein Angesicht schaut in's blaue Firmament hinein und eine Ahnung sagt ihm, daß von droben her, wie der irdische Segen des Sonnenlichtes, so auch das seine Seele mit Friede

und Freude ausfüllende Heil kommen müsse. Die Stimme dieser Ahnung, der bittenden fragenden Sehnsucht geht durch die ganze vorchristliche Zeit, namentlich durch das ganze alte Testament hindurch. „Ach daß du den Himmel zerriffest und führtest herab!“ Dies und manch anderes Wort — ist es nicht gleichwie ein Seil, wie ein Band, hinaufgeworfen in die Wolken, ob da wohl eine Hand es festhalten, und eine Verknüpfung mit der Erde zu Stande bringen wollte? Und siehe! — in der That sind dort oben ohne Unterlaß Herz und Hände bereit, es aufzufangen. Der Gott, von dem geschrieben steht: „der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören?“ — der hat ja selbst das Menschenherz zu sich, mit der Unruhe, dem Sehnsuchtstrieb nach ihm geschaffen und erregt beständig diesen Trieb durch seinen heiligen Geist: — wie sollte er nicht entgegenkommen und seine Arme offen halten, wenn der Mensch ihm nahen will! — Als in grauer Vorzeit die Bornfluthen der Sündfluth verlaufen waren, und Noah mit den Seinen sich allein übrig geblieben sah auf dem ganzen weiten Erdkreis, über welchen der Herr Gericht gehalten, da sehnte er sich nach einem Bundeszeichen, und siehe, er erhielt den Friedensbogen, der mit siebenfältiger Farbenpracht sich zwischen Himmel und Erde ausbreitet, — zum Verheißungssiegel, daß des Himmels Segen nicht wieder von der Erde weichen sollte. — Jakob, da er als Pilgermann mit beklommenem Herzen auf freiem Felde nächtigte, und den Stein zu seinem Kissen nahm, verlangte nach jenem Zeichen, und er erhielt im Traumgesicht die Leiter, die neben ihm aufstand und mit der Spitze den Himmel berührte, so daß Gottes Engel daran auf- und niederstiegen. — Doch das waren Schatten nur und schwache Vorbilder. Die lebendige Himmelsleiter, der lebendige Friedensbogen ist Christus; Er das wirkliche Band, das Erd' und Himmel verknüpft. Nur um ihn und nur um seinetwillen, unspannt der Himmel die Erde noch, bescheint die Sonne mit ihrem Strahl noch die Menschen. Und wie über ihm, da er hienieden wandelte, der Himmel allewege

offen stand, so öffnet sich noch immer ein ganzer Maienhimmel voll Pracht, ein Frühlingshimmel voll Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist über und in einem jeden Menschen, der mit Christo in Verbindung tritt.

Es ist wahr, es fehlt auch sonst nicht an Bändern, womit Gott die Seelen an seinen Himmel zu binden und in ihn hinauf zu ziehen bemüht ist; es giebt deren schwarze und rosenfarbene, Bänder gar verschiedener Art. Denn gehört hierher nicht alles, was Gott an einem Menschen thut in seinem ganzen Leben? Soll nicht jedwede Schickung das Herz fester an ihn knüpfen, die Sehnsucht nach oben heftiger entzünden, den Sinn himmlischer machen? Es sind hier Seelen unter uns, die vom Herrn ernstlich heimgesucht und ihrer edelsten Kleinodien beraubt sind; was sind solche Beraubungen anders, als Bänder, wenn auch dunkle und schwarze, die uns mit dem Himmel verbinden sollen? — Aber Gott spendet auch Freuden aller Art, Glück und Segen, Heil und Gutes zum Ueberschwang und erfüllt dir manchen Herzenswunsch reich und überreich. Das sind die freundlichen Bünde, das die hellfarbigen Verbindungsfäden, womit er die Seele zu fesseln sucht. — Christum aber nannten wir das güldene Band, denn er übertrifft die andern alle. Ja ohne ihn wären diese nichts, könnten sie ihren Zweck nicht erreichen, würden sie vielmehr zu Stricken werden, die die Seele fester an die Erde binden und sie zuletzt in den Abgrund hinunterziehen. Ohne Christum kein Friede, kein Himmel in der Seele. Der größte Dichter unserer Nation, der sich in irdischem Glanz und Herrlichkeit fortwährend sonnen konnte, er gestand gegen Ende seines Lebens, daß er keine vier Wochen gehabt, in welchen er seines Daseins von Herzen froh geworden wäre und eine Genüge am Leben empfunden hätte. Sein unbefriedigtes Sehnen bezeugt jenes Lied, in welchem der innerste Sehnsuchtslaut jedes tiefer angelegten natürlichen Menschenherzens hervordringt, jenes Lied an den Frieden: „Der du von dem Himmel bist, Alles Leid und Schmerzen stillest, Den, der doppelt elend ist, Doppelt mit Erquickung füllest! Ach ich

bin des Treibens müde, Was soll all der Schmerz und Lust? Süßer Friede, Komm, ach komm in meine Brust.“ — Eine edle Frau fand, auf einem Zettel mit Bleistift geschrieben, dies Lied auf seinem Pulte; erfahren in den Herzenswegen, verstand sie, was ihm fehlte, und schrieb die großen Worte darunter aus dem Evangelium Johannis: „Meinen Frieden gebe ich Euch! meinen Frieden lasse ich Euch! Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt, euer Herz erschrecke sich nicht und fürchte sich nicht!“ Christus ist das wahre, das rechte, das güldene Band zwischen Himmel und Erde, durch welches alle übrigen Bünde und Bänder erst Kraft und Festigkeit erhalten.

2.

Nun sagten wir aber von demselben, es sei fest geknüpft, zu seiner Vollendung gebracht worden bei der Himmelfahrt. Zwar regte sich der Himmel schon bei seiner Geburt, in Schaaren stiegen die Engel hinunter und verließen ihre himmlischen Wohnungen, um den Stall und die Krippe zu umschweben und das große gottselige Geheimniß mit himmlischen Lobliedern zu feiern. Bei der Taufe öffnete sich der Himmel und laut scholl des Vaters Stimme hernieder über den Sohn seines Wohlgefallens. Während seines ganzen Lebens fuhren Gottes Engel, wie er selbst den Jüngern sagt, auf und nieder auf des Menschen Sohn: sie lauschen mit verhaltenem Schweigen, mehr denn zwölf Legionen, bei seinen Leiden in Gethsemane und Golgatha, sie bewachen seine Gruft in Josephs Garten, worin er seinen dreitägigen Schlummer hielt. So bestand schon immer eine ununterbrochene Verbindung, ein reger Verkehr zwischen Himmel und Erde in Christo. Heut aber wird diese Verbindung zu ihrem Schluß und ihrer Vollendung gebracht; der Herr nimmt den ihm gebührenden Thron der Herrlichkeit wieder ein, er kehrt dahin zurück, von wo er ausgegangen, nur angethan mit der menschlichen Natur, in welcher er sich mit uns verbrüderet, durch welche er uns erlöst hat. Diese Natur nimmt er auf in sein Gotteswesen, nimmt sie mit hinein in

die Herrlichkeit und behält sie immer und ewiglich. In dieser unserer Natur sitzt er also, wie unser Text sagt, „droben zur Rechten Gottes.“ Zur Rechten Gottes — ihr versteht doch den Sinn dieser Rede, die nicht eigentlich genommen sein will, da Gott keinen Körper hat, keine rechte und keine linke Hand. — Das Reich und die Herrschaft ist ihm übergeben, das Scepter des Regimentes über die Führungen der Menschenseelen ist in seine durchgrabenen Hände gelegt, wie er selber sagt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ — Begreift ihr aber, was für eine Fülle von Trost und Frieden hierin für uns liegt, wie uns dies mit Muth und Zuversicht erfüllen, wie uns dies stärken muß unter allen Wettern, die über uns hereinbrechen? Man berichtet von einem Schiffe, welches unter schrecklichem Toben der Elemente hin und her geworfen ward, so daß auch die ältesten und erprobtesten Seeleute erschrocken zitterten. Nur ein Knabe, der Sohn des Capitains, verhielt sich still, vollkommen ruhig und gefaßt, und auf die Frage, warum er nicht zage, antwortete er: „mein Vater steht am Steuerruder.“ So stärkte ihn die Zuversicht auf die Kraft und Geschicklichkeit seines Vaters! Und wie sollten wir nicht fest und sicher stehen, ob auch die Wasserwogen greulich toben und die Fluthen des Borns über uns ausgeschüttet werden: — unser Bruder, unser Blutsfreund, der zugleich Gott ist an Majestät und Kraft, steht am Steuerruder und lenkt es. Wir wissen, wohin wir uns flüchten, wenn Gott im Sturm und Ungewitter zu gerechter Strafe unserer Sünden als unser Feind uns entgegentritt: vor Gott, dem schrecklichsten Feinde — flüchten wir — zu Gott, unserm innigsten treuesten Freunde, zu Ihm, der uns bis in den Tod geliebt hat, der sich für uns hat kreuzigen lassen, und der uns nicht verlassen und versäumen will. Er wirds machen, Daß die Sachen Gehen wie es heilsam ist: Laß die Wellen Sich verstellen, Wenn du nur bei Jesu bist! — Er verheißt mit eignem Munde: „Ich will euch nicht Waisen lassen, ich

komme wieder zu euch, und bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Fest ist das Band zwischen dem Himmel und der Erde, und fest bleiben solls auf Seiten Gottes und Christi bis ans Ende! Er geht hin, uns die Stätte zu bereiten, damit er uns einmal Alle nach sich ziehen könne; denn wo Er ist, da soll sein Diener auch sein. Er will den Himmel nicht für sich haben, — für die Menschenkinder hat er ihn erstritten, für begnadigte, erlöste und geheiligte Sünder will er Plätze zurüsten droben, wo die vielen Wohnungen sind im Hause seines Vaters. — Wo dies droben zu suchen sei? Wo wir uns die Räume dieser Wohnungen zu denken haben? Ob die Ahnung Recht habe, welche sie unter den leuchtenden Sternen droben am Firmamente sucht, die Ahnung, die da singt: Viel tausend Sterne prangen Am Himmel still und schön Und wecken mein Verlangen, Ins Vaterhaus zu gehn. O ewig schöne Sterne In ewig gleichem Lauf, Wie blick ich stets so gerne Zu eurem Glanz hinauf. — Was mögen da für Hallen Und goldne Städte sein, Wo Engelhöre schallen In der Propheten Reihn. Gewiß, bei euch dort oben Ist unsers Vaters Haus: Vom Erdenleid enthoben, Ruhn da die Pilger aus: — ob diese Ahnung Recht habe, oder die Annahme, daß unsere Erde selbst die dereinstige Wohnstätte des himmlischen Zion sein werde, nachdem große Wandelungen an ihr, an Sonne, Mond und Sternen vorgegangen sind: das sind Fragen, auf die wir keine gewisse Antwort in der Schrift finden und auch keine brauchen. Der Herr wird das selbst versehen. Desto gewisser halten wir die Hoffnung fest: sie kommt, die neue himmlische Welt; die Verklärung Christi in seiner Himmelfahrt enthält die Bürgschaft für die dereinstige Verklärung der Schöpfung. Wenn die Himmel zergehen mit großem Krachen und die Erde und die Elemente im Feuer des Gerichts zerschmelzen, dann wird sie aus den Bornsluthen Gottes hervorgehen, die neue verklärte himmlische Welt, in welcher kein Leid noch Geschrei mehr sein, in welcher keine Thräne die Angesichter mehr nezen wird.

Das Wesen dieser Welt vergehet, es vergeht mit seiner Lust und seinem Leide. In guten Tagen laßt uns daher auf des Dichters Wort merken: Die Erd' ist schön genug, den Himmel zu erwarten, Ihn zu vergessen, ist nicht schön genug ihr Garten! Und in bösen Tagen wollen wir uns aufrichten an dem: „Sch bin ein Gast auf Erden und hab hier keinen Stand, Der Himmel soll mir werden, da ist mein Vaterland!“

3.

Doch hiermit sind wir bereits in unsern letzten Theil hinübergetreten. — Wohl ist das Band in Christo festgeschlungen zwischen Himmel und Erde, so fest geschürzt und verknotet, daß keine Macht der Welt und der Hölle es vernichten kann: — nur der Mensch selbst kann es zerschneiden. Jedem Einzelnen hat der dreieinige Gott in der Taufe an sich festgebunden, aber der Teufel, die Welt und des Fleisches Wille sind auch bei Jedem von Kindesbeinen an geschäftig, das Band zu zerreißen. Sowie nun der Mensch einwilligt in die Lockung der Sünde, so ist der Miß geschehen, und wird je länger je ärger. Und zwar geschieht dies nicht sogleich mit vollem Bewußtsein des Abfalls von Gott: — wie viele haben dies Band schon zerschnitten, ohne es zu wissen, und leben immer noch in der unseligen Täuschung, es halte fest; unvermerkt haben sie sich von den Schlingen der Sünde und des Unglaubens umgarnen lassen, die sie in die Welt und zuletzt in die Hölle niederziehen.

Ach, meine Lieben, den Himmel wünscht ja Jeder nach seinem Tode zu ererben. Ich habe an manchem Sterbelager gestanden, aber Keinen habe ich abscheiden sehen, den nicht danach verlangt hätte, daß sein Sterben eine selige Himmelfahrt werden möchte für seine Seele. Ebenso will man auch im Leben gern für einen rechtschaffenen Christen gelten, besonders in gegenwärtiger Zeit, wo das Christenthum wieder zu Ehren gekommen, und der Glaube, so zu sagen, in manchen Kreisen in gewissem Maaße Modesache geworden ist. Aber christlich

leben und selig sterben, im Herrn wandeln und einst in den Himmel fahren — das sind nicht so wohlfeile leichte Dinge! In zweimaligen Ansaß ruft der Apostel: „Suchet, was droben ist!“ und noch einmal: „Trachtet nach dem, was droben ist, und nicht nach dem, was auf Erden ist.“ — Herz, frage dich, wo geht dein Suchen und dein Trachten hin? Womit beschäftigen sich deine Gedanken am liebsten, wo weilen sie, wo eilen sie hin, wenn sie sich selbst überlassen sind? Nichten sie sich auf Jesum hin, auf sein Wort, auf seine Gaben, erquickten sie sich in der Unterhaltung mit ihm, in der ernstern, gründlichen Durchsprache aller Sorgen und Anliegen mit ihm? — Ach wie Manchem, der Christ sein will, sind dies langweilige Dinge! Stille Sammlung vor dem heiligen Gott ist ihm eine Sache der Unmöglichkeit, und die Einsamkeit, die in Jesu Gemeinschaft hingebacht so süß erquickend ist, hat für ihn etwas Drückendes und Aengstendes. — Jesum begehrt ein Christ täglich und stündlich. Er hat das Eine Verlangen, das alle andern beherrscht, nämlich sein ganzes Leben ihm zur Freude und nach seinem Wohlgefallen hinzubringen, das Verlangen, den Willen Gottes in all' und jedem Stück zu erkennen und demselben, wenn er erkannt ist, gehorsam zu sein, sei es im Thun, sei es im Leiden. Das ist himmlischer Sinn. — Ein frommer Mann antwortet auf die Frage, welches doch die eigentliche Kernbitte im ganzen Vater-Unser sei, — das sei die dritte Bitte: „dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden!“ Und in der That: überall, wo Erfüllung dieser Bitte hervortritt, da bricht Himmelsglanz durch Erdenndunkel. Warum ist doch der Himmel voller Seligkeit und Bönne, warum genießen die Seraphim und alle Engel am Throne Gottes so hohe Freude? Weil sie ohne Ruhe Tag und Nacht den heiligen Willen Gottes ausrichten. — Diese Bitte war's, welche der Gottessohn in der dunkelsten Aufsechtungsstunde dreimal hervorrief, als er am Delberge in Gethsemane's Tiefen blutige Schweißtropfen vergoß und der Engel ihn stärkte zum Ausdriufen des bitteren Kelches: „Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst, nicht mein,



sondern dein Wille geschehe.“ Man hat geforscht, durch welche Verheißung der Engel ihn gestärkt haben möge, und gemeint, er werde ihn darauf hingewiesen haben, daß hier dieselbe Stätte, derselbe Delberg, an welchem er jetzt in tiefer Anfechtung ringe, nach etlichen vierzig Tagen die Stätte seiner Triumphfeier werden solle, von wo er zu seiner ewigen Verklärung sich in den Himmel emporheben werde. Wir lassen es dahin gestellt, ob der Engel ihm dies vorgehalten; aber geschehen ist es wirklich also. — Und wie an ihm, dem Haupt, so geschieht es auch an allen seinen Gliedern. An jedem Punkte, in jedem Stück, wo du deinen eigenen Willen brichst, und in Ergebung dich Seinem heiligen Rathschluß unterwirfst, da kommt der Himmel in die Seele, da wird das Band, an welchem du aufwärts gezogen werden sollst, fester geschürzt.

Den eigenen Sinn verleugnen, den eigenen Willen brechen, sein Liebstes, wenn der Herr es verlangt, ihm opfern: — das heißt suchen und trachten nach dem, was droben ist. Und darum ist es ja wohl keine leichte Sache, recht zu suchen und recht zu trachten, und es ist begreiflich, wenn der Herr sagt: Viele werden darnach trachten und werde es doch nicht erreichen. Denn wer ist doch so geartet, daß ihm sogleich das immer gefällt, was Gott gefällt? wem schmeckt der Leidenstelsch, den Gott einschenkt? wer geht gern in Gethsemane-Nächte hinein, wo der Herr ihn ausziehen, seines Schmucks und seiner Schöne berauben will — wer ist willig, wenn es heißt: Kreuz, Entfagung, heilige Bucht — wer willig, wenn es endlich den letzten Gang gilt durch das dunkle Thal? Das sind scharfe Klänge, die dem Ohr des natürlichen Menschen nicht wohlthun, — Aufgaben, zu denen die bloße Kraft der Natur nicht ausreicht.

Aber wer ist hier, dem es ein Ernst ist mit seinem Suchen und Trachten? Hebet eure Häupter auf, der Himmel steht offen. Pfingsten ist vor der Thür, wo der Gnaderegen des heiligen Geistes niederrauschen will, um jede welke Pflanze zu tränken, jedes durstige Gemüth zu erquickern! Deffnet euch, Seelen, diese Gaben zu empfangen, laß dich anthun, Gemeinde des Herrn, mit dem Pfingstschmuck der Auserwählten Gottes!

VII.

Das Verlorne — gesucht und gefunden.

(3. Sonntag nach Trinitatis.)

Luc. XV, 1—10.

Es naheten aber zu ihm allerlei Zöllner und Sünder, daß sie ihn hörten. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten, und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an, und isset mit ihnen. Er sagte aber zu ihnen dies Gleichniß, und sprach: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und so er deren Eins verlieret, der nicht lasse die neun und neunzig in der Wüste, und hingehe nach dem verlornen, bis daß er es finde? und wenn er es gefunden hat, so legt er es auf seine Achseln mit Freuden. Und wenn er heim kommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel sein über Einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Oder, welches Weib ist, die zehn Groschen hat, so sie deren Einen verlieret, die nicht ein Licht anzünde, und kehre das Haus, und suche mit Fleiß, bis daß sie ihn finde? Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen, und spricht: Freuet euch mit mir; denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte. Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über Einen Sünder, der Buße thut.

Wer hätte nicht schon erlebt, meine Geliebten, daß je zuweilen in ein einziges Wort sich eine verhängnißvolle Entscheidung zusammendrängt, mit dem Einen Wort ein ganzer Himmel voll Wonne oder auch ein ganzer Abgrund voll Wehe sich eröffnet? — Solch ein Wort mochte es für den Apostel Petrus sein, als sein Bruder Andreas ihm mit dem Ruf entgegentrat: „Wir haben gefunden — gefunden den Messias!“ Welchen Sturm von Empfindungen mußte dies Eine Wort in ihm erwecken?

Wars Dankgefühl gegen seinen Gott, daß dieser sein heißestes Sehnen erfüllt, wars selige Beschämung darüber, daß er, der Unwürdige, dies höchste Ereigniß, die Erscheinung des Messias, miterleben sollte, wars Triumphgefühl, womit er nun das goldne Zeitalter seines Volkes Israel begrüßte, wars freudige Glaubenszuversicht, da er nun auch sein eignes Heil geborgen sah, oder wars dies Alles zusammen? Kurz dies eine Wort „Gesunden“ schlug ein bei ihm. Eine neue Welt mit wunderbaren Ahnungen that sich auf vor ihm, und ich glaube, er hat diesen Augenblick niemals vergessen und heute noch, wo er neben seinem Heiland im Himmel die Siegespalme trägt, erinnert er voll Entzücken sich an den Klang dieses Wortes: „Gesunden!“

So giebt's nun aber auch Worte entgegengesetzter Art, deren Klang veröden und verheerend, wie ein Donnerschlag, ans Ohr und ins Gemüth fällt! Stellet euch einen Unglücklichen vor, der, von der Leidenschaft des Spiels umgarnt, immer weiter getrieben wird, bis er verwegen und verzweifelt sein Alles auf Eine Nummer setzt; voll Spannung wartet er, wie der Wurf fallen werde, seine und der Seinen ganze Zukunft hängt an diesem Augenblick: — da schlägt das Wort Verloren an sein Ohr, und in diesem Worte gähnt vor ihm ein Schlund der Verzweiflung, eine Zukunft voll Jammer und Elend, er sieht seinen Ruin vor Augen, sieht sich und seine Kinder am Bettelstabe!

Doch damit wir der Beispiele drei haben und zu einem lieblicheren Bilde zurückkehren, so versetzet euch in die Geschichte des Alten Testaments, in die Ebene von Mizpa, wo das Volk seine Königswahl vornimmt. Saul, der Sohn Kis, merkte wohl, wen das Loos treffen werde: es war durch den Propheten ihm offenbart, daß er der Erwählte sei. Wie mochte das Herz ihm klopfen hinter dem Geräthe, denn dorthin hatte er, der stattliche Jüngling mit dem demüthigen, zagenden Herzen sich versteckt, wie mocht es mit ängstlicher Erwartung ihn durchbeben, ob man ihn wirklich suchen werde! Und als er nun inne wird: Ja Saul, du wirst gesucht! — wer be-

schreibt das Bangen und die Freude über diese hohe unverdiente Ehre, die bei diesem „Gesucht!“ durch seine Seele zogen!

In unserm heutigen Evangelium, meine Geliebten, stehen nun auch drei Worte, wichtige und bedeutungsschwere, die eine ganze Unendlichkeit voll Wonne oder voll Wehe in sich schließen und von denen ich wünschte, daß sie sich unauslöschlich tief in unser Aller Seelen eingrübten. Es sind die Worte: Verloren, Gesucht, Gefunden! — Das erste — ein Nothschrei, ein Angstruf aus der Tiefe; „du wirst gesucht!“ — ein Liebeston, wie wenn die Henne ihr Küchlein lockt, wie wenn die Mutter dem vermißten Liebling nachgeht; und wenn wir auf das dritte, auf das „Gefunden“ uns recht verstehen, da ist's, als thäte der Himmel sich vor uns auf und wir vernähmen Freudenspsalmen und Jubelchöre der Heerschaaren droben, deren Klänge im Menschenherzen wiederhallen.

Wohlan! meine Geliebten, wir wollen den Inhalt dieser drei Worte ein wenig näher vor uns entfalten! Sie sind wie drei Säulen, an denen das ganze Gezweige unseres Evangelii mit seinen erquicklichen Blüthen und Früchten sich herumrankt. Wir wollen mit unserer Betrachtung von dem einen zum andern gehen und Gott der Herr wolle verleihen, daß alle drei uns zu Geist und Leben werden mögen.

Herr! deine Worte sind ja Geist und Leben! Deffne durch sie uns den Blick in unser Elend, den Blick ins Reich deiner Gnade, wozu du uns berufen hast! Und thue durch sie uns an mit Geist und Kraft, damit wir durch die Feier dieser Stunde, auch durch das Hören dieser Predigt — neu gestärkt und ermuntert werden zum Lauf nach dem himmlischen Kleinod in Christo Jesu! Amen.

1.

„Verloren“ heißt das erste der Worte, die wir in Betracht nehmen. Der Herr redet vom verlorenen Schaf, vom verlorenen Groschen, und will damit menschliche Zustände abmalen. Was für Zustände hat er dabei im Sinn? — „Der

Mann ist verloren!" sagt die Welt, wenn einer sein Hab und Gut einbüßt, sei es durch Unglück oder durch seine eigene Schuld, durch Brand, durch Ueberschwemmung oder durch gewagte Unternehmungen. „Der Mann ist verloren!" hats vielleicht auch über Hiob geheißen, als er eine Unglückspost nach der andern bekommen hatte und zuletzt im Sack und in der Asche saß. Wer aber etliche Jahre später zu ihm gekommen wäre und hätte gesehen, wie der Herr ihm nicht nur eben so viel, sondern doppelt so viel wieder gegeben und ihn gesegnet hatte mit zeitlichem und himmlischem Gute, der hätte wohl dem Sprüchwort Recht gegeben, das da anfängt: Gut verloren — nichts verloren!

Nein, so meint es der Herr mit dem Worte nicht! — Nun siehe! jene Wittve, die dort weinet und wehklagt, sie wird den Sinn des „Verloren" besser verstehn! Denn ihren Sohn, die Freude und Stütze ihres Alters, ihren Stolz und ihre Krone hat ihr der Tod geraubt, hat damit eine Welt voller Hoffnungskeime zertrübt und — nun will sie sich nicht trösten lassen über ihr verlorenes Kind! Aber, du liebes Weib, denkst du denn garnicht an das, was wir in Liede singen über die Kinder, die der Herr hingenommen: „sie werden nur dort oben vom Vater aufgehoben, damit sie unverloren sein" —? Nicht dein Kind ist dir verloren, aber du hast den Muth verloren und damit fehlt dir freilich viel. Deffne nur die Glaubensaugen und schaue wacker damit stracks in den Himmel hinein, wo dein Kind lebt, wo seine Seele selig ist und deiner wartet: so wird der Muth dir wieder wachsen. Ja, wäre die Seele verloren und wäre hingefahren in ihren Sünden, dann wollte ich sagen: Weine und heule! denn diesen Schaden kann keine Welt und keine Ewigkeit ersetzen. Also: Gut verloren, nichts verloren! Muth verloren, viel verloren! Seele verloren, Alles verloren! —

Weil und sofern des Menschen Seele verloren ist in der Sünde, darum nennt sie der Herr das verlorne Schaf, den verlornen Groschen. Schaut aber ein wenig tiefer in die Zustände hinein, auf die er in diesem Gleichnisse hindeutet, was

gilt's, ob ihr nicht bekennet: das ist meine eigene Geschichte, das ist der Zustand, worin ich selber lebte oder noch lebe: ich war's, ich bins, der verlorne Sohn, das Kind des Verderbens!

Nimmt man einen neuen, eben erst geprägten Groschen in die Hand: wie blank, wie stattlich glänzt das edle Metall! Wie klar treten einem die Züge des lieben Königs entgegen! Das ganze Gepräge, Wappen und Inschrift, wie deutlich und bestimmt ist Alles ausgedrückt! — Solcher Münze müßte unsere Seele gleich sein und ist sie von Anfang auch wirklich gleich gewesen. Der Mensch ist nicht nur aus niederem irdischem Stoffe gebildet, sondern der Herr hat dem Erdenkloß, woraus er ihn bereitet, seinen lebendigen Gottesodem eingeblasen, der edler ist als das edelste Metall. Er hat sein göttliches Bildniß uns aufgedrückt, und mit hellen klaren Zügen uns ins Gewissen geschrieben, daß wir göttlichen Geschlechtes, daß wir von höchster Abkunft, von himmlischem Adel sind! Als er ansah Alles, was er gemacht hatte, da konnte sein Geist mit Wohlgefallen in seinem Werke ruhen: gut und rein, sonder Makel und Tadel fand er Alles, vornämlich den Menschen, die Krone der Schöpfung, den Herrn der Erde!

Aber wie mag der Groschen des Weibes im Evangelium ausgesehn haben, nachdem er schon wer weiß wie lange cursirt hatte, nachdem Schrift und Gepräge abgegriffen, nachdem er zu Boden gefallen, mit Staub, mit Schmutz überzogen, vielleicht schon von Rost angenagt war: wie mag er ausgesehen haben, — ob wohl noch die Züge des Fürsten darauf erkennbar gewesen sind? — Doch am Ende noch besser, als am Menschen das göttliche Ebenbild in dem gegenwärtigen gefallenen Zustand! Kaum ist sie noch zu entdecken, die Ähnlichkeit mit Gott, in so matten schwachen Spuren schimmert sie aus dem Wesen und Leben des Sünders hervor! Gott ist Licht und kein Böses in ihm, aber auf des Menschen Antlitz steht die Sünde geschrieben, seine Züge verstellen sich in Born, in Meid, in Schadenfreude, in Wollust, in Gefallsucht, in Eitelkeit; sein Herz ist besleckt mit Erdenstaub, es gehen, wie der Herr sagt,

daraus hervor: Mord, Ehebruch, Hurerei, falsche Zeugnisse, Lästerung! Sein Dichten und Trachten ist böse! Ist es nicht durchaus natürlich und der Gerechtigkeit gemäß, wenn der Herr im Propheten zu seinem Volke spricht: Du bist mir ein Gräuel, ich habe Ekel an deinem Wesen? — Glaubt aber nicht, als sei hiermit nur an die Sünde in ihren groben Ausbrüchen zu denken! Noch viel widerlicher ist Gott die feine Sünde, ist ihm der Hochmuth, das eigengerechte Wesen, der Tugenddüffel, womit der Sündenstaub vor ihm gleißen will, ist ihm die Satttheit und Lauheit, welche, befriedigt von den irdischen Dingen, nichts weiß von der Inbrunst einer Seele, die da dürstet nach dem lebendigen Gott, wie ein Hirsch nach frischem Wasser.

Ach wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! so klagte der Prophet über einen gestürzten König. So hat die Menschenseele zu klagen über ihren Fall! Und vielleicht ist Mancher hier, der wirklich trauert über sein verlornes, ja zweimal verlornes Leben, indem er, schon ergriffen von der rettenden Gnade, sich wieder losgerissen und, nicht achtend der Eindrücke von dem Ernste und der Liebe Gottes, sein Kleinod wieder weggeworfen hat! O was hätte aus mir werden können, spricht er nun mit Reue, wenn ich in der Gemeinschaft Gottes geblieben, wenn ich seinem Leiten treuer gefolgt wäre! Wie viel Segen hab ich mir verscherzt, wie viel Zeit und Mühe verloren, wie viel an himmlischen Gütern eingebüßt! Wie reich an Früchten der Gerechtigkeit könnte ich nun sein, an Frieden Gottes, an Werken, die nachfolgen in die Ewigkeit! Verloren, verloren! — Verloren das Wohlgefallen Gottes, verloren die Unschuld, die Stärke, die Freude und der Frieden der Seele, verloren der feste Anker, an dem ich mich halten kann im Leben und im Sterben!

Sa diese Erwägung wird noch lebendiger angeregt, wenn wir das andere Bild im Evangelium anschauen, das vom verlornen Schäflein. Wie gut hatte es dies bei seinem Hirten, der es auf angenehme Weide, auf grüne Auen und zu den

frischen Quellen führte! Da rührte keine Qual, kein Mangel, kein Hunger und Durst es an. Und sieh, nun es entronnen ist von seinem Herrn, nun irret es in der wüsten Einöde, in unwirthbaren Steppen, unter Dornen und Disteln umher, und es muß entweder verschmachten oder es läuft dem Wolf in den Rachen, wenn nicht ein rettender Helfer sich nahet! — Wie gut hatte der Mensch es von Haus aus im Paradies Gottes! Wie gut könnte er es noch haben, nachdem der Herr das Paradies in die Wüste des Sündenlebens für den Glauben wieder hineingepflanzt hat! Bei aller Mühe und Arbeit auf Erden könnte er sich dennoch Trost, Wonne, Zuversicht und Freude zuquellen lassen aus seinem Gott! Aber für wie Viele ist dies Leben eben nichts als eine große Wüstenei, eine dürre Haidesteppe, in der sie umherirren! Der Gram durchfurcht ihre Angesichter. Der Leidesdorn rißt ihre Füße wund. Die Reue zernagt ihr Gewissen! — Und wohl dem, der noch wahre Reue und wahre Erkenntniß über seinen Zustand hat! Aber die meisten Weltmenschen wissen nicht, was ihnen fehlt, — daß es Gott, daß es Christus allein ist, nach dem ihre Seele schmachtet. Sie zerarbeiten sich in der Menge ihrer Wege fruchtlos und vergeblich. Der eine Theil, die Armen, suchen nach Brot! O hätte ich nur Brot zu essen und keine Sorgen, dann sollte mir schon wohl sein, — ich brauchte nichts weiter in der Welt, meinen sie. Aber siehe, das irdische Brot, ohne Gott genossen, was ist es? Ein harter Stein nur für die Seele, es kann ihren Hunger ja doch nicht stillen! — Die Andern suchens in feinerer Manier! Nahrungsorgen haben sie nicht: nach Luft, nach Vergnügen jagt ihr Sinn; wie die Fischer in den Teichen, so angeln sie danach in den Gesellschaften, in Theatern, in Romanen und wer weiß wo sonst noch. Aber sieh! statt der wahren seligen Lust, die das Herz innerlich erquickt und vergnügt, fangen sie — eine Schlange, die sie sticht, die sie verwundet und am Ende tödtet! Ach das Brot des Lebens, das nicht zum Stein erstarrt, sondern die Seele labt, man findet's nur daheim im Hause des himmlischen Vaters! Und die

Luft, die wahrhaft erquickt, man schöpft sie nur aus dem Brunnen des lebendigen Wassers!

Meine Geliebten! Was wird endlich aus dem Schäflein in der Wüste, was wird aus dem Menschen, der ohne Gott, ohne Licht, ohne Hoffnung herumirrt in der Welt? — Ach es ist schrecklich, das Ende auszudenken, schrecklich, den gräßlichen Hirten sich vorzustellen, von dem die heutige Epistel zeugt, daß er umhergeht, wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge, — der endlich, wenn er die Seele hier ein Leben lang in Lust und Sammer herumgehrt hat, sie sammelt und wie die Schlachtschafe in die Hölle hineintreibt.

Das ist der Zustand des Menschen ohne Gott, des verlorenen, des Menschen in der Sünde! Und nun, während er so herumirrt — da horch! da ertönt eine Stimme, die ruft:

„Steh, armer Mensch, besinne dich!

Du eilst in dein Verderben!

Mein Herze bricht! du jammertest mich!

Ach willst du ewig sterben?

Hab ich dich nicht gezeugt?

Hab ich dich nicht gefängt?

Such ich nicht deiner Seele Ruh?

Und, armer Wurm, wo eilst du zu?“ —

Das ist eine Stimme vom Himmel, das ist der lockende Ton des guten Hirten! Du wirst gesucht, verlorne Seele, du wirst gesucht! Bedenke dies andere Wort im Evangelio!

2.

B. 4. Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und so er deren eins verlieret, der nicht lasse die neun und neunzig in der Wüste, und hingehe nach dem verlorenen, bis daß er es finde? — Obwohl es hundert Schafe sind, die „der Mensch“ besitzt, er vermißt auf der Stelle das Eine, das sich verloren. Er hat genau sie alle gezählt, er kennt sie mit Namen; an jedem einzelnen ist ihm viel, unendlich viel gelegen. Und um es wieder

zu erlangen, scheut er keine Mühe und Beschwerde, läuft er durch Dornen und Gestrüpp ihm nach und läßt kein Opfer sich verdrießen.

Wer ist dieser Mensch? — Gott ist es, der Herr Himmels und der Erden, der die Weltkugeln in seiner Hand hält, der, angethan mit Herrlichkeit, unter den Tausend mal Tausenden wohnt. Er hat die Sterne gezählet und führet ihr Heer bei der Zahl heraus, daß es nicht an einem fehlet. Aber obwohl der Himmel wie ein Prachtsaal von tausend Welten schimmert, obwohl Millionen von Geschöpfen, Cherubim und Seraphim, sich ihres Gottes freuen und des Anschauens seiner Seligkeit ungestört genießen: ein Schäflein vermißt er im Chor der Lobpreisenden, das ist die Erde mit ihrem Beherrscher, dem Menschen, es ist das Geschlecht Adams. Ihn, dem Herrn und seiner Herrlichkeit schadete es nichts, daß das arme Schäflein sich verlor, er bedurfte unser nicht zur Seligkeit; aber ihn jammerte unser und darum faßte er den Rathschluß, die verlorne Welt zu erlösen und wiederzubringen.

Und sieh! er machte sich auf, der heilige, selige, allmächtige Gott. — Da er den Adamskindern nicht anders beikommen konnte, als wenn er sie in ihrer eigenen Natur und Gestalt, in ihrem eigenen Fleisch und Blut aussuchte, so machte er sich auf und ward Mensch! — Welche Liebe, welche Herablassung! — Herablassend ist es schon, daß hier im Gleichniß Gott ein Mensch genannt wird, daß er uns unter diesem Bilde sich darstellen läßt; aber nun geschieht es nicht bloß im Gleichniß, daß Gott Mensch wird, nein, es ist wirkliche Geschichte, wirkliche Thatsache. Gott ist wahrhaftig Mensch geworden in Christo Jesu. Hüpfst euch nicht das Herz dabei vor Freuden und vor Beschämung? Ist es nicht, als müßtet ihr vor Anbetung und Rührung gleich in die Knie sinken und Hallelujah's stammeln, wenn ihr euch das große gottselige Geheimniß vorstellt, daß Gott geoffenbaret ist im Fleisch? — Wirklich hat er den Ekel, den er, wie wir hörten, nach seiner Heiligkeit vor dem sündigen Fleisch und Blut hegen mußte, überwunden, hat

die Einöde nicht gescheut, um dem Schäflein nachzugehen, nicht den Kreuzesdorn, der ihn zum Tode verwundete, — hat, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, sein Leben gelassen für die Schafe und sein eignes Herzblut vergossen!

Aber nicht bloß so ins Allgemeine hinein vermißt und sucht der Herr das verlorne Menschengeschlecht: nein, er geht jeder einzelnen Seele nach mit besonderer Liebe und Treue. Es ist, als ob er für jede ganz apart da wäre und Mensch geworden wäre. Er suchet dich, mich, uns alle mit einander auf's emsigste und eifrigste. Und wie er dies thue, deutet das andere Gleichniß noch näher an — vom Weibe, das den Groschen sucht. Wen meint der Herr unter diesem Bilde, dem Bild des Weibes mit diesem sorgfältigen Geiste? Wen anders, als die Kirche mit dem in ihr waltenden heiligen Geiste, dem Geiste Jesu Christi? Zündet jene Frau ein Licht an und leuchtet damit in alle Ecken und Winkel hinein, ob sie nicht etwas von dem Groschen schimmern sähe: nun, geschieht nicht dasselbe in der Kirche und von der Kirche? Was sind die Predigten, die hier erschallen, was sind die Lieder, die wir singen, die Sprüche und Verse, die in deinem Gedächtniß haften, was sind sie anders, als die Fackeln, womit der Geist Christi hineinleuchtet in die Sündenwinkel deines Herzens, womit er über deine Schuld und Unseligkeit und über den Weg des Heils dich aufklären will?

Siehe! auch in diesem Augenblick wird nach dir gesucht, nahet der Heiland sich dir und wartet, ob nicht das Verlangen nach deinem Gott, die Sorge um deiner Seelen Seligkeit endlich mit Ernst in dir erwachen werde. Beschämt und rührt dich nicht diese Geduld der Liebe, die schon jahrelang dir nachgeht und dich reizet, die Welt und das ungöttliche Wesen zu verleugnen und dem Herrn allein das ganze Herz zu schenken? — Nicht, als ob er die Freude dir nicht gönnte: nein! er will statt der falschen Lust, die dich nur ins Verderben bringt, dir das wahrhafte Leben und volles Genügen schenken. Ach könnte so, spricht er in jenem Liede:

Ach könnte so die Erdenluft,
 Wie ich, dein Herz vergnügen,
 Ich gönnt es dir, an ihrer Brust
 In Ewigkeit zu liegen.
 Ich bin Gott ohne dich:
 Dein Glend jammert mich:
 Denn was für jezt dein Herz erstreut,
 Verläßt dich in der Ewigkeit!

3.

Du wirst gesucht von Gott deinem Heiland! Dein Wort ist dies, das die Menschenseele mit tiefer Beugung, mit Dank und Freude überschütten muß. Aber was sollen wir nun erst sagen, wenn wir den Schluß des Gleichnisses erwägen und auf das Wörtlein „Gefunden“ noch näher achten: „Wenn er es gefunden hat,“ lesen wir vom Hirten und seinem Schäflein, V. 5, „so legt er es auf seine Achseln mit Freuden. Und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn, und spricht zu ihnen: freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. — Und dieselbe Bethenerung kehrt beim andern Gleichniß wieder. V. 9: Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen, und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte. Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über Einen Sünder, der Buße thut. — Was für eine Tiefe zartester Liebe wird hier vor uns offenbar! Erstaunlich groß wäre schon die Gnade Gottes unseres Heilands, wenn er uns erlaubte und sagte: du darfst wiederkehren, du armes, verlornes Menschenherz; — es soll dir unverwehrt sein. Aber dies nicht allein: nein, er suchet selbst nach dem Verlorenen mit schmerzlichen Opfern, er locket und bittet, es ist sein eigenes, dringendstes Sehnen, es wieder zu haben. Und auch hiermit noch nicht genug. Nein, wenn eins kommt und läßt sich finden, und wird aus einem

Kind des Verderbens ein Kind der Gnade, so empfindet er eine Freude, als gewönne er selbst dadurch einen Zuwachs von Seligkeit, und fordert die Engel im Himmel auf, seine Wonne zu theilen. Wir blicken hier in ein seliges Geheimniß hinein. Ich mache nicht den Versuch, die Seligkeit dieses Findens zu beschreiben. Es ist eine Freude, an welche die menschliche Schilderung nicht hinanreicht. Nur gleichnißweise will ich andeuten durch die Erzählung einer Begebenheit, die drüben im andern Welttheil jenseits des Oceans sich zugetragen.

Dort hatte sich eine deutsche Familie niedergelassen an den Grenzen der wilden Indianer, die zuweilen Raubzüge in dies Gebiet unternahmen. Da es in jenen Gegenden an Kirche und Schule fehlte, so hielt der Vater fleißig mit den Seinigen Hausgottesdienst, las, sang und betete mit ihnen und unterwies sie in Gottes Wort. Eines Tages war die Mutter mit dem jüngeren Sohne abwesend in einer etliche Meilen davon entfernten Mühle: der Vater mit dem ältern Sohn und den beiden Töchtern waren daheim. Gerade an dem Tage überfielen die Wilden das Haus, mordeten den Vater und den Knaben, die beiden Mädchen aber schleppten sie mit sich hinweg nach ihrer Gewohnheit. Viele Meilen weit wurden die armen Kinder durch Gebüsch und Dornen getrieben, daß die Kleider ihnen zerrissen und vom Leibe fielen. Im Lager angekommen, wurden sie von einander getrennt; von der älteren Tochter hat man nichts wieder vernommen. Die jüngere, Regina, damals neun Jahre alt, kam mit einem andern kleinen Mädchen von zwei Jahren zu einer alten Frau, die sie als eine harte Tyrannin behandelte. Das kleine Kind hielt sich immer an Regina und wenn diese unter einem Baume niederkniete und ihre vom Vater erlernten Lieder und Gebete Gott zum Opfer darbrachte, betete jenes ihr nach. Besonders oft ermunterten sie sich mit dem Lied: Allein und doch nicht ganz alleine Bin ich in meiner Einsamkeit; Und wenn ich ganz verlassen scheine, So ist mein Jesus doch nicht weit. Ich bin bei ihm und er bei mir, So könnt's mir garnicht einsam für. — Neun Jahre brachten

sie in dieser entsetzlichen Sklaverei zu: Regina war achtzehn Jahr alt geworden. Da schickte es Gott, daß ein englischer Oberst im Krieg mit den Indianern die Wilden aufs Haupt schlug und sie zwang, Frieden zu machen. Die erste Bedingung war: Auslieferung aller Gefangenen und aller geraubten Kinder. Auf diese Weise bekamen auch jene Mädchen sofort ihre Freiheit: mit ihr wurden an 400 dem englischen Oberst ausgeliefert, der nun einen Aufruf in allen dortigen Zeitungen erließ, daß in einer bestimmten Stadt Alle, die Kinder verloren hätten, nach Angabe der Kennzeichen sie wieder in Empfang und mit heim nehmen sollten. Auch jene verlassene Mutter eilte mit ihrem Sohne nach der Stadt. Allein sie fand keine Tochter, Regina war für sie unkenntlich geworden; sie war so groß gewachsen, hatte die Gestalt einer Wilden erhalten und redete auch die Sprache der Wilden. Das wenige Deutsch, was sie noch konnte, waren ihre Sprüche und Lieder. Die Mutter ging hin und her, und weinte bitterlich. Der englische Oberst fragte sie, ob sie denn gar keine Kennzeichen wüßte. Sie antwortete: nein, sie wüßte keins, als daß ihre Regina ein gewisses Lied gern gesungen habe. Er forderte sie auf, dies Lied anzustimmen. Die Mutter fängt an: Allein und doch nicht ganz alleine Bin ich in meiner Einsamkeit. — Aber sie hat kaum ein paar Zeilen gesungen, sobald springt die Tochter aus dem Haufen hervor, wirft sich an den Hals der Mutter, fängt an mit ihr zu singen, bis Freudenthränen beider Stimmen ersticken.

Ihr Mütter, die ihr hier gegenwärtig seid, ihr werdet's verstehen, wie jenem Weibe zu Muth war. — — Doch ich wollte hiermit als durch ein Gleichniß nur eine Ahnung davon geben, was Er, dessen Liebe mehr ist als Mutterliebe, empfinden muß, wenn er eine verlorne und gesuchte Seele findet, wenn er sie, die in Sünden verwilderte und heruntergekommene, aber nun sich an ihn anklammernde, in seine Arme schließt, wenn der Hirt das Schäflein auf seine Schultern nimmt und es heim trägt!

Ruhet auf seinen Achseln — sich von ihm, dem guten

Hirten, tragen lassen das ganze Leben hindurch — durch Leid und durch Freude, durch Dick und Dünn, über Berg und Thal, über Klippen und Abgründe: seht, dies und nichts Anderes ist des Christen Leben. — Und wäre dies denn so etwas Schweres und Abschreckendes? Ist es nicht vielmehr ein süßes und liebliches Loos? Nun so hüte dich nur, daß du von seinem Arme dich nicht wieder loswindest, nicht eigne selbstgewählte Wege gehst! „Ich will mich nicht mehr selber führen, Der Vater soll sein Kind regieren“ — dies muß unser Wunsch und unser Sorgen sein in allen Dingen. Dann wird er je mehr und mehr uns stärken, kräftigen, gründen. Der Groschen wird allmählich blank geschleuert und vom Sündenstaub nach und nach gereinigt. Es mangelt nicht an Friede und Freude und irgend einem Guten. Mit jedem Tage rückt nicht nur der Tod näher, sondern auch das selige Erbtheil, das uns aufbewahrt ist im Himmel. Und öffnet sich dann in der Sterbestunde der letzte tiefe gähnende Abgrund, vor dem dem Menschen bange wird, dann fester nur den Hals des Hirten umklammert, nur dichter sich an sein Herz geschmiegt: — wir liegen geborgen auf den Achseln des Heilands, der uns glücklich und wohlbehalten auch durch diese letzte düstere Kluft hinübertragen und uns einführen wird in die ewige Freude!

Habe Dank, mein Gott und Heiland, daß du das verlorne treulose Schäflein nicht im Verderben gelassen hast, sondern gekommen bist, es zu suchen und selig zu machen. Ach hättest du dich nicht an mich gehangen, Ich wär dich nimmer suchen gangen! Nun laß nur nicht zu, daß wir deinem Arme jemals wieder entgleiten, und schließ den Bund immer inniger, von dem wir singen:

Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden,
 Du bist mein,
 Ich bin dein,
 Niemand kann uns scheiden.
 Ich bin dein, weil du dein Leben
 Und dein Blut
 Mir zu gut
 Zu den Tod gegeben.

Du bist mein, weil ich dich fasse,
Und dich nicht,
O mein Licht,
Aus dem Herzen lasse.
Laß mich, laß mich hingelangen,
Da du mich
Und ich dich
Leiblich werd' umfassen.

Amen.



VIII.

Vergebung der Sünden.

(19. Sonntag nach Trinitatis.)

Matth. IX. 1—8.

Da trat er in das Schiff, und fuhr wieder herüber, und fuhr in seine Stadt. Und siehe, da brachten sie zu ihm einen Sichtbrüchigen, der lag auf einem Bette. Da nun Jesus ihren Glauben sahe, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Und siehe, etliche unter den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott. Da aber Jesus ihre Gedanken sahe, sprach er: Warum denket ihr so Arges in euren Herzen? Welches ist leichter, zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben; oder zu sagen: Stehe auf und wandele? Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, auf Erden die Sünden zu vergeben, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Stehe auf, hebe dein Bette auf, und gehe heim. Und er stand auf, und ging heim. Da das Volk das sahe, verwunderte es sich, und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.

Kern und Mittelpunkt dieses Evangeliums, meine Geliebten, um welchen der ganze übrige Inhalt desselben sich herumlegt, bilden die zwei Worte des Herrn, die er zum Sichtbrüchigen spricht: „Dir sind deine Sünden vergeben“ und — „Stehe auf und wandele,“ und zwar diese zwei Worte in ihrer engen Zusammengehörigkeit aufgefaßt. Das Aufstehn und Wandeln ist bedingt durch die Vergebung der Sünden, und die Gewißheit der Vergebung findet ihre thatsächliche Bürgschaft in dem Aufstehn und Wandeln.

Nun habt ihr wohl von jenem eigenthümlichen krankhaften Zustande gehört, bei welchem ein Mensch sich des Nachts von seinem Lager erhebt, bei offenen Augen schlafend, träumend —

dennoch wie ein Wacher hingeht und wandelt, wandelt sogar auf steiler, gefahrvoller Bahn, auf Höhen, dicht neben Abgründen hin; die Beobachtenden sehens und zittern, der Nachtwandler ahnt aber keine Gefahr, sondern setzt mit sicherem Tritt seinen Gang auf schwindelnder Höhe fort. Hüte man sich nur, daß man ihn nicht bei Namen rufe! Denn so wie dieser Ruf in sein Ohr dringt, ist der Zauber gebrochen, erwachend schrickt der Mensch zusammen und ist verloren. Im leiblichen Leben kommt dieser krankhafte Zustand nur selten vor, aber desto mehr geistliche Nachtwandler giebt es leider, — Menschen, die ihr ganzes Leben als wie im Schlafe, wie im Traume führen, ohne ernstes Besinnen über sich selbst, über ihres Daseins Zweck und Ziel, — die mit einer schreckenerregenden Sicherheit unaufhörlich an schwindelnden Abgründen, am Rande der ewigen Verdammniß dahin gehen, ohne auch nur eine Ahnung von ihrer Gefahr zu haben. Wehe! wenn in ihr Ohr plötzlich einmal die Donnerstimme des Gerichtes, des letzten Gerichts erschallt und sie bei Namen ruft! Welch ein jäher Sturz in die Tiefe, Welch ein Ende voll Verzweiflung wird das sein! — Nein! es giebt kein rechtschaffnes, gesundes, lebensfrohes und kraftvolles Wandeln, als nur da, wo der innere Mensch von oben her das Wort vernommen und sich zugeeignet hat: „Sei getrost, mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben.“ — Das ist die Wahrheit, die heut uns nahe treten soll, und ich meine, sie sei wichtig genug, um unsre volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Kein Aufstehn und Wandeln ohne Vergebung der Sünden! — Wir haben zunächst den Inhalt dieses Grundgedankens unsres Evangeliums näher vor uns auseinander zu legen und sodann die sich daraus ergebenden Folgerungen an die Herzen anzulegen.

Heiliger Geist Gottes! Arbeite du meinem armen Worte vor und bereite ihm Bahn und willige Aufnahme! Durchdringe dann die menschlich schwache Rede mit deiner gewaltigen Gotteskraft und endlich versiegle und bewahre, was du in der

Stille schaffest und bauest, auf daß der böse Feind dein Werk nicht zerstöre! Amen.

1.

Kein Aufstehn und Wandeln ohne Vergebung der Sünden, sagen wir, denn ohne sie fehlt sowohl die wahre Lebensfreude, als auch die wahre Lebenskraft.

Es ist von Sachverständigen die Bemerkung gemacht worden, daß in den Angesichtern der Menschen in einer bestimmten Zeit sich trotz aller Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit doch ein gemeinsamer Grundzug immer wiederhole; das eigenthümliche Gepräge des jedesmal herrschenden Zeitgeistes drücke sich in charakteristischen Zügen auch in den Physiognomien aus. So trügen nun die Angesichter der heutigen Menschheit durchweg mehr oder weniger den Stempel der Unruhe, einer gewissen Gereiztheit und Aufregung, den Ausdruck des Berechneten, des hastigen ungeduldigen Treibens, — im Gegensatz zu dem stillen Sinnen, zu dem harmonischen, in sich geordneten und befriedigten Wesen, welches nach vorhandenen Abbildungen den Menschen in einer gewissen früheren Zeit auf der Stirn geschrieben stehe. Wir lassen die Wichtigkeit dieser Wahrnehmung im Betreff des äußeren Menschen dahingestellt. Daß aber die Gesichtszüge des inwendigen Lebens im gegenwärtigen Geschlechte in der That das vorhin angegebene Gepräge tragen, ist wohl unverkennbar. Wir leben in einer Zeit tiefer Erregung und Unruhe. Was ist das für ein Braus und Lärm in der Maschinerie des geschäftigen Weltverkehrs! Was für ein gewaltiger Umschwung der Kräfte überall! O wenn die Ziele dieses Ringens und Strebens droben lägen, wenn der heilige Geist es wäre, der die Triebräder in Bewegung setzte: was für eine reiche Segenszeit müßte es sein! Weil aber Fleischesfeligkeit und Mammon die Götzen dieses Geschlechtes sind, darum ist die Zeit, ob auch reich an Fortschritten auf den

Gebieten der äußeren Gesittung, in Künsten und Erfindungen, doch überaus arm an wahren Lebensfrieden, an stillem, traulichem Lebensglücke. Daher — bei allem Rennen und Sagen im Dienst der Creatur, bei aller Anspannung der Kräfte, um die Lust der Welt nach Möglichkeit auszuschöpfen und auszukosten, doch so tiefe Friedelofigkeit und Zerriffenheit in den Gemüthern und das mehr oder minder klare, wie ein Stachel in den Gewiffen bohrende Gefühl, daß alles Fleisch wie Heu und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grafes Blume, daß Alles ganz eitel ist unter der Sonnen! — Wir fuchen demnach die Wurzel des inneren Elendes, mit welchem sich so häufig auch massenhafte äußere Noth verbindet, keineswegs etwa in der gesteigerten Cultur an und für sich. Wir find fern davon, die durch mannigfache Erfindungen gewonnene Vervollkommnung der Arbeits-, Verkehrs- und Genußmittel in unserer Zeit für die nothwendige Quelle des irdischen Sinnes und aller der Uebel, die sich in seinem Gefolge befinden, anzusehen, vielmehr müssen wir ja in diesen Fortschritten der Gegenwart ebenso sehr eine edle Gabe Gottes als einen Triumph des menschlichen Geistes erkennen, eine erhöhte Bethätigung des königlichen Berufes, vermöge dessen der Mensch die Herrschaft über die Natur ausüben und deren Kräfte sich dienstbar machen soll. Es hängt von dem Gebrauch der Gabe ab, ob sie uns zu desto größerem Segen oder Unsegen gereichen soll. Nein, der Grund aller Noth unserer Zeit liegt in der tiefen Gottlosigkeit dieses Geschlechts, liegt darin, daß man den Schöpfer über seinen Creaturen, den Geber über seinen Gaben vergift, liegt in der Entfremdung von den ewigen und himmlischen Gütern, in der Abkehr der Seelen von dem lebendigen Gott Himmels und der Erden, aus welchem allein die Bäche des Lebens sprudeln. „Mich die lebendige Quelle verlassen sie,“ spricht der Herr, „und machen sich löcherichte Brunnen, darin kein Wasser ist. — Israël, dein Heil steht allein bei mir! Siehe, ich tilge deine Miffethat wie eine Wolke, und deine Sünde wie den Rebel!“ —

Aber Israel vernimmt es nicht, mein Volk versteht es nicht! — So giebt es wohl schwere und bange Herzen in Menge, aber erschrockene Gewissen, zerknirschte und zerschlagene Gemüther, Seelen, die da Leide tragen und traurig sind in Gott — wie selten werden solche edle Kleinodien gefunden! — So seufzt man wohl unter der Noth und dem Sorgendruck des äußern Lebens, aber die tiefste Noth, den Ursprung alles Elends, die Sünde fühlt man nicht. So giebt's wohl Genuß des Augenblicks und Lustigkeit der Welt genug, aber stillfrohes Ruhen in den Armen des Herrn, Gottinnigkeit und süßes friedereiches Genießen Seiner Güte, wie selten schmeckt man dies!

Meine Lieben! Es lebt sich schlecht, wenn man nicht weiß, wie man mit seinem Gott steht, wenn man nicht den bestimmten Trost empfangen hat: „dir sind deine Sünden vergeben“ — und bekennen darf: Nun weiß und glaub ich feste, Und rühm's auch ohne Scheu, Daß Gott, der Höchste und Beste, Mein Freund und Vater sei; Und daß in allen Fällen Er mir zur Rechten steh, Und dämpfe Sturm und Wellen Und was mir bringet Weh. — So lange wir dieses Gnadensiegel noch nicht in uns tragen, liegt noch ein düsterer Schatten voll Pein und Beängstigung über uns, und wir müssen aus Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein. Erst mit dem Gotteszeugniß: „dir sind deine Sünden vergeben,“ geht uns ein Licht auf in der Finsterniß, kommt Getrostsein und fröhliches Hoffen in die Seele auch im Angesichte der schwersten Wetterwolken, und ein Schmaß von Süßigkeit selbst in die Bitterkeit des Kelches, den der Herr etwa einschenkt. Ewigkeitsgedanken ziehen ernst, aber unaussprechlich erquickend durch das Gemüth, und wenn einst das letzte Stündlein vorhanden ist, dann wird das Brüllen des Todes und seiner Schrecken übertönt von den Lobgesängen, womit die Schaaren der Seligen aus der höheren Welt vom Throne Gottes her den sich losringenden Geist schon begrüßen.

Meine Geliebten! Ohne Sündenvergebung kein Aufstehn

und Wandeln in wahrer Lebensfreude, kein wahres Getrostsein im Sterben, dem letzten und wichtigsten Stück des Lebens! Aber ohne sie auch keine wahre Lebensstärke, keine rechtfertigende Gerechtigkeit, kein Fortschritt in der Heiligung, kein Reichwerden an Tugend und guten Werken! Denn was ist alle Tugend ohne Vergebung der Sünden anders, als Gleißnerei und pharisaisches Wesen? — Blicket in den Text hinein! Als der Herr dem Sichtbrüchigen das selige Wort zuspricht: „dir sind deine Sünden vergeben,“ da murren die Pharisäer innerlich über diese vermeintliche Gotteslästerung. Anstatt Gott zu preisen, wie das Volk es thut, daß er den Menschen die Macht gegeben hat, durch Christum der Sündenvergebung gewiß zu werden, ärgern sie sich daran und halten den Ausspruch des Herrn für frevelhafte Anmaßung. Ihnen gilt es ja überhaupt für ein Ding der Unmöglichkeit, daß ein Sünder schon hier in diesem Leben seines Gnadenstandes völlig versichert werde. Und dies ist bezeichnend für ihren pharisaischen Herzensgrund. Denn diese heiligen Leute brauchten für sich selbst keine Vergebung. Sie hatten in ihren Gebeten Gott wohl viel zu danken für die großen Tugenden, mit denen sie sich geschmückt glaubten; sie waren ja nicht wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie die Zöllner; sie fasteten zweimal in der Woche, und gaben den Zehnten von Allem, was sie hatten. Aber abzubitten, zu bekennen hatten sie nichts vor Gott, mithin wars auch nicht nöthig, daß sie sich von ihm etwas vergeben ließen. — Und dieser Pharisäer stirbt nicht aus, meine Lieben; er steckt auch in uns Allen von Natur. Wir sind in unsern Augen nur allzu tugendhafte Leute, voll Selbstseligkeit und Eigengerechtigkeit. Das Gute an uns sehen wir nur zu gern durch ein Vergrößerungs-, das Böse durch ein Verkleinerungsglas. Aber darum mangelt es eben auch am rüstigen Vorwärtstommen in der Heiligung. Denn die Sünde des Herzens, die nicht gründlich erkannt, bereut, bekant und vergeben ist, die ist noch nicht todt, die lebt und

regiert inwendig und legt sich wie eine Schlange vergiftend, bindend, knebelnd um die Seele herum, und lähmt sogar des Leibes Kraft, wenn man seine Glieder in den Dienst der Gerechtigkeit begeben will.

Meine Geliebten! Wenn der Apostel sagt: „was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde,“ so heißt dies in weiterer Verfolgung des Gedankens auch so viel als: was nicht aus der sündenvergebenden Gnade kommt, was nicht durch den heiligen Geist in uns gewirkt wird, das ist Sünde. Der Geist Gottes aber geht nimmer ein, wenn nicht das Herzengefäß zuvor gereinigt, durch Thränen der Buße und durch das Blut Christi gewaschen ist. Aber da kehrt er denn auch gewißlich ein, schafft Wollen und Vollbringen und wirkt Früchte des ewigen Lebens zu Gottes Lobe und nach seinem Wohlgefallen. Denn das Wandeln in der Gnade, wobei man sich täglich reichlich die Schuld vergeben läßt, ist kein schlaffes, weiches, weinerliches Wesen. Denselben Apostel, der sich als den vornehmsten unter allen Sündern anklagt, der Satans Faustschläge und den bohrenden Fleischespfahl in seinem Marke fühlt, der von keinem andern Ruhm wissen will, als von dem über seine Schwachheit und über Gottes Barmherzigkeit, die ihm widerfahren: — denselben Menschen sehen wir einherschreiten, angethan mit fast übermenschlicher Kraft, auf einer Höhe der inneren Durchheiligung und dabei erfüllt von einer Rastlosigkeit des Strebens und der Arbeit, die uns in Erstaunen setzt. „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus!“ bekennt er; er bespiegelt sich nicht in dem gethanen Werke, er vergißt, was hinter ihm liegt und streckt sich nur nach dem, was vornen ist, nachjagend dem vorgesteckten Ziele, dem Kleinod, welches die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu ihm vorhält.

So fließt aus der sündenvergebenden Gnade Gottes die rechte Gesundheit der Seele zum Aufstehn und Wandeln, sowohl die wahre Lebensfreude als auch die wahre Lebenskraft.

Und ist dem so, so müssen uns auch die wichtigen Folgerungen in die Augen springen, die sich hieraus ergeben.

2.

„Da das Volk das sahe, verwunderte es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“ Einzustimmen in diesen Jubel, dahin geht wohl der erste Trieb bei Erwägung der Herrlichkeit jenes Gutes, jener Macht, durch Christum Vergebung zu nehmen aus der Gnadenfülle des ewigen Gottes. „Lobe den Herrn, meine Seele,“ heißt es da, „und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat, der dir alle deine Sünden vergiebt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit, der deinen Mund fröhlich macht und dich wieder verjünet wie einen Adler!“ Was helfen denn auch all die leiblichen Gaben, womit Gott uns das Leben geziert hat, wenn dieser Heilsbrunnen nicht aufgethan wäre, wenn Gott nicht Mittel und Wege geordnet hätte, durch die wir unsrer Seligkeit und Sündenvergebung gewiß werden könnten? — Und von unsrer Seite muß das Lobopfer um so inbrünstiger aufsteigen, da wir wissen, was für einen hohen Preis es Gott gekostet hat, uns dieses Gut zu gewähren. Denn nichts Geringeres bedurfte es hierzu, als der Dahingabe seines eingebornen Sohnes zum blutigen Veröhnungstode. Christus mußte als unser Bürge eintreten, und zur Sühne des verletzten Gesetzes die Strafe auf sich nehmen, mußte sein eigenes Leben zum Schuldopfer hingeben und durch die bangen Aengste Gethsemanes, durch die Qual der Gottverlassenheit am Kreuzestamm hindurchgehn, um uns Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, zu erwerben und es möglich zu machen, daß der heilige Gott mit fluchwürdigen Sündern in Gemeinschaft träte.

Ist aber unser Dank- und Lobopfer rechter Art, so erweist es sich darin, daß wir auch wirklich schöpfen aus jener Fülle Gnade um Gnade, daß wir die Vergebung un-

rer Sünde ernstlich suchen, bis wir sie haben sicher und gewiß, vollgültig und vollständig.

Gewiß muß man sich seines Gnadenstandes werden, denn so lange man noch unsicher darüber hin und herschwankt, steht man gewöhnlich noch gar nicht darinnen. In Sachen des ewigen Heils reicht ein bloßes Vielleicht oder Wahrscheinlich nicht aus. Hier muß man sagen können mit Paulo: „ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch irgend eine Creatur uns von der Liebe Gottes in Christo Jesu scheiden kann.“ — Ist denn aber solche Gewißheit möglich, für uns auch heute noch möglich? — Der Sichtbrüchige freilich hörte das Wort: „dir sind deine Sünden vergeben“ aus Christi eigenem Munde und hatte dadurch untrüglich Siegel und Bürgschaft. Aber wir, denen Christus sichtbar und hörbar nicht mehr gegenwärtig ist? — Nun, meine Lieben, was jene Gewißheit giebt, das ist doch eigentlich nicht das Sehen Christi mit Fleischesaugen und das Hören seiner Worte mit dem leiblichen Ohr, sondern daß man mit Glaubensaugen ihn anschaut und im heiligen Geist sein Wort sich innerlich zueignet. Ein Sichtbrüchiger ist ihm heut noch eben so nahe, wie dazumal und ein Pharisäer blieb ihm fern, ob er ihn auch mit Augen sah und mit Händen tastete. Es ist für uns noch eben so leicht und eben so schwer, der Sündenvergebung gewiß zu werden, wie für die Zeitgenossen Jesu. Eben so leicht: — denn hat er nicht unter bestimmter Verheißung und bestimmtem Befehl das Amt eingesetzt, das die Veröhnung predigt? Hat er nicht Boten ausgesandt mit dem Beglaubigungswort: „wer euch höret der höret mich“ — und mit der Vollmacht: „was ihr bindet auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr löset auf Erden, das soll auch im Himmel los sein?“ — Stellt er nicht alle Sonntage seinen Diener hierher auf Kanzel und Altar mit der Trostspendung seiner Gnade? — Aber eben so schwer ist es auch, weil Aufrichtigkeit des Herzens, weil ernstlicher Sündenabscheu als Bedingung erfordert wird. Wenn

daher so mancher Kirchgang, so manches Beichten und Communiciren geschieht, ohne Verfielung des Gnadenstandes zu bewirken; liegt davon die Schuld etwa an Gott, als wäre sein Wort nicht mehr so kräftig, als wäre der Heiland nicht persönlich ob auch unsichtbar nahe und gegenwärtig? Nein, an uns liegt die Schuld, darin liegt sie, daß wir Sünde in uns merken und nicht von ihr lassen wollen. Denn mit Sündenliebe im Herzen sich der Vergebung getrösten, das könnte nur himmelschreiende Frechheit wagen! So lange uns das Gewissen noch einen bestimmten Hang zum Bösen vorwirft, ohne daß wir ihn verabscheuen und verdammen, so lange ist voller gottgewisser Vergebungstrost für uns unerreichbar. Und hiermit hängt das Andere zusammen. Die Vergebung Gottes ist auch immer eine vollständige. Man steht niemals halb oder nur theilweis im Gnadenstand, sondern immer ganz und gar oder garnicht. Wen Gott einmal absolvirt, den absolvirt er völlig. Sind dir deine Sünden vergeben, so sind sie's entweder alle, oder keine einzige. Denn ob man sich von einem dicken, groben, vielfach zusammengeflochtenen Seile nach der Hölle hingerren läßet, oder an einem kleinen Fädchen, das gilt dem Erfolge nach gleichviel. Ob dich die Welt an einem Halme, Ob sie dich an der Kette hält, Gilt Alles eins in seinen Augen, Da nur ein ganz befreiter Geist Und nur die reine Liebe taugen. Darum — rein ab und Christo an, so ist die Sach gethan! Gleich wie auch ein geringer leiblicher Schade, wenn er vernachlässigt und nicht gehoben wird, die Kraft des Leibes allmählig verzehrt und den Tod herbeiführt: eben so gefährlich und noch gefährlicher verhält es sich mit dem Gewissenschaden. Wer sich die Pflege der geringsten Sünde vorbehält, dem hilft alles Bußethun über die andern Sünden nichts, er trachtet umsonst nach Vergebung. Also — Augensalbe angeschafft und die Gewissensaugen helle gewaschen! Du wirst nicht lange zu suchen brauchen nach dem verborgenen Bann; der Geist Gottes wird dir bald Zeugniß geben, ob er in der Lüge oder im Geiz, oder in der Fleischelust, oder wo er sonst liege. Und wenn

dann ernstlich gebrochen wird mit der erkannten Sünde, siehe, so sind die Arme Gottes schon weit geöffnet, um dich an sein Vaterherz zu drücken. Denn wie einerseits sein Born über die Mäßen schrecklich ist, wenn er über den Sündenknecht entbrennt, so können wir uns andererseits seine Barmherzigkeit gar nicht groß genug vorstellen. Ihm ist kein Flecken der Seele zu schwarz, seine Lauge wäscht ihn rein, kein Gewissensbrandmal zu tief, seine Salbe heilt es aus, kein Vergehen zu schändlich und gräuelhaft, seine Liebe deckt es zu. — Wären demnach Seelen hier, die es mit dem Sündendienste gar arg getrieben haben, und nun zweifeln, ob auch für sie noch Erbarmen da sei, oder Seelen, die schon lange mit einer bestimmten Sünde im stillen tiefen Kampfe liegen, oftmals gute Vorsätze gefaßt, aber sie immer wieder gebrochen haben, rückfällig geworden sind und nun sich nicht getrauen, Gott mit neuen Bitten und Gelübden zu nahen: — nur hergetreten, getrost, gläubig und demüthig, der Heiland ist auch für euch da! Nur mit Ernst in die Zucht des heiligen Geistes euch hingegen und in Gebet und Flehen seine Hand fest umklammert! Sprich nicht: ich hab's zu arg gemacht, Ich hab die Güter seiner Gnaden zu lang und schändlich durchgebracht, Er hat mich oft umsonst geladen. Wofern du's jetzt nur redlich meinst, Und deinen Fall mit Ernst beweinst, So soll ihm nichts die Hände binden Und du sollst dennoch Gnade finden! Er hilft, wenn sonst nichts helfen kann: Mein Heiland nimmt die Sünder an!

Noch einen Blick werfen wir schließlich in unser Evangelium und zwar auf die Träger, die den Sichtbrüchigen zu Christo hinführen. Was für ein Ernst der Liebe zu dem Kranken, was für eine Kraft des Vertrauens zum Herrn Jesu giebt sich bei ihnen kund, zumal wenn wir das Evangelium Marci vergleichen und hören, wie viel Mühe sie sich geben, wie viel Hindernisse sie überwinden müssen, um ihren Pflegling richtig an Ort und Stelle zu bringen. Denn da sie durch das Gedränge des Volkes nicht hindurch kommen können, so decken sie oben das Dach auf, ziehen die Wahre mit dem Kranken

hinauf und lassen sie im Innern des Hauses hernieder. Wie sehr sich der Herr an ihnen erfreut, wird ausdrücklich durch das Wort angedeutet: „da nun Jesus ihren Glauben sahe.“ Meine Geliebten! Es wird uns hiermit eine von uns gegenseitig an einander zu übende Pflicht vorgezeichnet. Nicht allein für sich selbst soll Jeder mit aufrichtigem Sinn Vergebung suchen, auch den Nächsten, mit dem ihn Gott verbunden hat, soll er dazu anreizen. Zunächst ist dies nun allerdings Sache des ordentlichen Seelsorgers, der durch Bitten und Vermahnen öffentlich und sonderlich die Seelen zum Herrn zu führen hat, daß sie ihre Sünden erkennen und Gnade bei ihm holen. Ach und laßt es euch doch nicht leid sein, ihr lieben Seelen, wenn eure Prediger diesen ihren Trägerberuf an euch ausrichten. Gleich wie der Sichtbrüchige es nicht übel nahm, daß seine Freunde ihn anfaßten, obwohl die Berührung ihm wehe thun mochte: so duldet ihr's auch gern, daß sie eure wunden Stellen, eure Seelenschäden mit dreifester Hand anfassen; geschieht's ja doch nicht, um euch wehe zu thun, sondern durch das Wehethun euch zur Genesung zu führen und wohl zu thun. Und — helfet ihnen mit! Einer bezeuge es dem Andern, wo die Gelegenheit sich bietet, daß es nur Einen Namen giebt, in dem wir selig werden können. Habt nichts zu schaffen mit der Welt Art, die unbarmherzig und gehässig über den lieben Nächsten herfällt, wenn dessen Sünden scharf und eckig hervortreten, daß man sich an ihnen stößt. Ein Christ, dem Gnade widerfahren ist, sucht den irrenden Bruder zu Christo zu bringen, und ist er nicht im Stande, sich in persönlicher Bezeugung frei und in Liebe gegen ihn auszusprechen, nun so trägt er ihn wenigstens zum Herrn — auf den Armen seines Gebetes, so faltet er seine Hände zur Fürbitte. So handelt christliche Barmherzigkeit und sie hat die Verheißung reichen Segens. Denn in solcher Bitte der Liebe steckt eine gewaltige Kraft, die der Geist Gottes dem Gewissen des Andern wohl fühlbar zu machen weiß, indem er ihn anfaßt und ihm seine Sünde unter die Augen stellt. Wehrte aber der Andere sich

hartnäckig gegen die Mahnung des Geistes, nun so kehrt der Segen nach dem Wort des Herrn doppelt auf den Beter zurück, so daß in keinem Fall seine Fürbitte vergeblich geschieht. Meine Geliebten! Wir haben in unserer Betrachtung die Sündenvergebung als das höchste Gut erkannt, als ohne welches es keine wahre Freude, keine wahre Heiligungskraft giebt. Aber weil die Sünde, auch wenn man sie einmal ausgerottet, doch immer wieder hervorstößt aus dem zurückbleibenden dunkeln Grunde der alten Natur, weil man im täglichen Wandel, sei es auch unmerklich, sich immer wieder befleckt, so müssen wir auch immer wieder zum Herrn zurückkehren und die Vergabung von ihm erneuern lassen. Daran gemahnt dich, liebe Gemeinde, noch insonderheit die Einrichtung, daß hier nach altem Brauch sonntäglich auf die Predigt unmittelbar Bekenntniß und Absolution folgt. Was auch sonst gegen diese Ordnung zu sagen sein möge, jedenfalls enthält sie den ernstesten Wink, daß erneutes Schuldbekentniß und erneute Vergabungszuversicht die Segensblüthe und Frucht jedes Gottesdienstes bilden soll. O möchte nur für keinen Kirchengänger jenes Bekenntniß und Absolviren zu todtm Gewohnheitswerk herabsinken! Wenn bei den Bekenntnißworten, die der Diener des Herrn vorbetet, die Seufzer aus der Tiefe bußfertiger und zerschlagener Herzen als ein angenehmes Räuchwerk zu Gott emporstiegen: was für eine reiche Trosteskraft würde bei der nachfolgenden Absolution in euch niederströmen, so daß ihr gerechtfertigt, neu gewaschen und entsündigt im Frieden Gottes in eure Häuser zurückkehren könntet, um die neue Woche in der Kraft neu empfangener Gnade zu wandeln.

Wohlan! in solchem Sinne laffet uns denn gleich jetzt die Herzen erheben und mit einander also beichten und beten.

(Folgt Sündenbekenntniß und Absolution.)

Simmlischer Vater, du hast auf's Neue diese Gemeinde gereinigt mit deinem Wort, du hast sie angethan mit Kleidern des Heils und der Gerechtigkeit! Sprich nun selbst das Amen

in jedes Herz hinein, daß es fest und fester darin werde! —
 Zerbrich in uns Allen den eignen Willen, die eigne Gerech-
 tigkeit, und schenke uns das Pfand deiner Gnade, den wer-
 then heiligen Geist, der uns allewege aufrichte mit dem gewissen
 Zeugniß, daß wir Gotteskinder sind durch den Glauben in
 Christo Jesu.

Amen.



Demuth und Glaube.

(3. Sonntag nach Epiphaniae.)

Herr, ich habe mich unterwunden, mit dir zu reden, wiewohl ich Erde und Asche bin. Ach! was ist der Mensch, daß du sein gedenkst, und des Menschen Kind, daß du dich sein an-nimmst! — Herr, Herr! wir sind nicht werth, daß du bei uns eingehst, aber um deiner Erbarmung willen sei nicht ferne von uns und segne uns! Amen.

Matth. VIII. 5—13.

Da aber Jesus einging zu Capernaum, trat ein Hauptmann zu ihm, der bat ihn, und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause, und ist gichtbrüchig, und hat große Qual. Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Der Hauptmann antwortete, und sprach: Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehest; sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit unterthan, und habe unter mir Kriegsknechte; noch, wenn ich sage zu einem: Gehe hin! so gehet er; und zum andern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knechte: Thue das! so thut er's. Da das Jesus hörte, verwunderte er sich, und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend, und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen. Aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein Heulen und Zähnkappen. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Gehe hin, dir gehehe, wie du geglaubet hast. Und sein Knecht ward gesund zu derselbigen Stunde.

Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben! — An dies Wort des Propheten Jeremias erinnert uns das vernom-

mene Evangelium, meine Geliebten! Warum erregt der Hauptmann von Capernaum das Wohlgefallen des Herrn Jesu? warum verwundert dieser sich über ihn? warum thut er nach seinem Begehren? — Weil dieser Hauptmann zugleich ein Haupt-Mann im Glauben ist, im Glauben, der das Zeugniß seiner Aechtheit und Lauterkeit an der Stirn trägt. Und dies Zeugniß besteht darin, daß sein Glaube durch und durch mit der Demuth verwachsen und verwoben ist. Nach Lucas legt die ganze Aeltestenschaft von Capernaum Fürbitte ein für den Hauptmann. „Er ist es werth,“ sagen sie, „daß du ihm das erzeigest.“ Er selbst aber spricht von sich: „Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehst!“ Diese Gesinnung der Demuth ist die Seele seines Glaubens, der Grund und Boden, aus welchem derselbe hervorproßt und seine Nahrung saugt. Und so soll es sein. Glaube und Demuth müssen unzertrennlich bei einander wohnen und in gegenseitiger Wechselwirkung stehen, weil sonst weder der Glaube noch die Demuth ächt wäre. Zwar steht der Glaube mit allen christlichen Tugenden in engem Zusammenhang, absonderlich jedoch mit der Demuth, da sie die Grundlage, die Voraussetzung, die Mutter aller übrigen ist. Darum spricht Gott in der Schrift über keine andere sein Wohlgefallen so stark aus, als über sie, und über keine Sünde seinen Abscheu so nachdrücklich, als über Stolz und Hoffahrt. „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die zer Schlagenes Gemüth haben“ — heißt es im Psalm, und bei Lucas spricht der Herr zu den Pharisäern: „Ihr seid es, die ihr euch selbst rechtfertigt bei den Menschen, aber Gott kennet eure Herzen. Denn was hoch ist vor den Menschen, das ist ein Greuel vor Gott.“ Und der Apostel ruft: Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade.

Glaube und Demuth in ihrem unzertrennlichen Zusammenhange — dies ist mithin der Betrachtungsgegenstand, auf den wir uns heut hingewiesen sehen, und zwar

erwägen wir im ersten Theile, daß es ohne Demuth keinen rechten Glauben, und im zweiten, daß es ohne Glauben keine rechte Demuth giebt.

Gewiß eine wichtige Aufgabe, diese Wahrheit zu predigen, liebe Gemeinde, aber zugleich ein schweres und, menschlich angesehen, wenig dankbares Werk! Denn was thut wohl Fleisch und Blut weher, als wenn es durch das schneidige Wort Gottes bei seiner empfindlichsten Stelle, bei den von Natur uns allen tief eingewurzelten hohen Gedanken vom eignen lieben Ich, angegriffen wird, als wenn dies Wort wie ein Hammer die Abgötter der eignen Ehre, der eignen Klugheit, Kraft und Gerechtigkeit zertrümmern will? Und so viel ist gewiß, daß, wenn diese Wahrheiten bei uns Gefallen und Eingang finden, solches nicht aus Fleisch und Blut stammt, sondern vom Vater im Himmel gewirkt ist durch seinen heiligen Geist!

Darum rufen wir denn dich an, du treuer Gott und Vater, thu' auf die Herzen Aller, die da hören, und schaffe in ihnen Willen und Vollbringen! Vor Allem aber bitte ich, sende den Seraph, daß er mit der glühenden Kohle vom Altare die Lippen deines Knechtes zuvor berühre und ihn selbst erst reinige, damit er in Demuth recht predige von der Demuth, und im Glauben recht zeuge von dem Glauben. Amen.

1.

Glaube und Demuth stehen in unzertrennlichem Zusammenhang mit einander, denn ohne Demuth giebt es keinen rechten Glauben, weil ohne sie der Glaube nicht Wurzel schlagen, ferner ohne sie kein Gedeihen haben, endlich ohne sie nicht die Krone erlangen kann.

Der christliche Glaube, meine Geliebten, führt uns in einen reichen Wundergarten, hineingepflanzt in die Einöde der fluchbelasteten Erdenwelt. Da finden wir im Golgatha-Kreuz einen Baum des Lebens, im Taussacramente einen Brunnen der Verjüngung und der Erneuerung im heiligen Geiste, im Worte

Gottes eine süße Seelenweide, eine Arznei wider alle Gebrechen, da finden wir Liebe, Friede, Freude, die die Welt nicht hat noch kennt, finden wir Brüder und Anverwandte in Christo, mit denen man ein Herz und eine Seele wird, da begegnen einem helfend und schirmend die Mahanaim Gottes, und wenn eins seinen schweren Sorgen- und Kreuzesberg in die Höhe klettern muß, siehe! da findet der Gipfel sich unsäunet vom Hoffnungslicht einer andern Welt, und wie dem Moses auf dem Nebo ins gelobte Land, so thut sich von dieser Höhe die Aussicht auf nach dem himmlischen Canaan, in welches, wenn der Lauf vollendet ist, Engel Gottes die Seele hinübertragen.

Steht es aber also um den christlichen Glauben, o sagt, warum irren ihrer so viele außerhalb seiner Grenzen umher auf der dürren Haide des Zweifels und des Unglaubens, und darunter so viele, die als „Kinder des Reichs“ besonders berufen waren, die durch mannigfache Gaben der Gnade, des Geistes, der Bildung, des Standes *rc.* bevorzugt erscheinen, während andere geringere Leute den Eingang gefunden haben? Woher dies komme? Weil des Glaubens Mittelpunkt das Kreuz ist. Mit diesem Sinnbild wird auf Stirn und Brust der Mensch gezeichnet, wenn er bei der Taufe zum Erben des Himmelreichs geweiht wird. Es kommt keiner zum Glauben, der sich nicht beugt unter das Kreuz Christi, sowohl mit seinem Kopf als auch mit seinem Herzen. Das große Geheimniß des Kreuzes, worüber die begnadigten Gotteskinder im Staube jubeln und anbeten, und in welches die Engel ahnungsfelig hineinzuschauen gelüftet, für den natürlichen Menschen ist es ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Aergernisses. Dem Zeitgeist, soweit er nicht erfüllt ist vom heiligen Geiste, erscheint der christliche Glaube mit seinen Wundern wie ein Trugbild, erzeugt von der Schwärmerei, gut genug für beschränkte Köpfe. Ein Gottmensch, in Armuth und Niedrigkeit geboren, aber von oben her durch Zeichen und Wunder beglaubigt, zuletzt am Kreuz gestorben, auferstanden und gen

Himmel gefahren, um ein verlorenes, von Adam her in Sünden empfangenes und geborenes Geschlecht vom Zorne Gottes und von der ewigen Verdammniß zu erlösen: — wie reimen sich solche Dinge zu den Vorstellungen und Begriffen, in denen sie, die Kinder der Welt, leben? Sie müßten ja alle ihre bisherigen Ansichten und Ueberzeugungen vollständig Preis geben, müßten eingestehen, daß sie hinsichtlich der Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen sich bisher in wahrer Blindheit befunden hätten. Welch eine Zumuthung! Mit Unwillen weisen sie sie im Selbstgefühl ihrer Weisheit und Bildung von sich ab. Die Kinder des Reichs bleiben ausgestoßen, weil sie sich selbst austossen. Der tiefere Grund der Abneigung liegt aber nicht im Kopfe, sondern im Herzen. Wie? Für arme Sünder sollen sie sich erklären, die auch nicht mit einem Quentchen eigenen Verdienstes und eigener Tugend vor Gott bestehen, die aus purer, lauter Gnade um Christi willen nur selig werden können — sie sollen es, die doch so viel Gutes an sich wahrnehmen, so viel musterhafte Berufstreue, so viel wohlwollende Gesinnung gegen den Nächsten — und höchstens einige geringe Schwächen, die vom Glanz ihrer Tugenden weit überstrahlt werden? — Ach! wo ist der Prediger, der einem von sich eingenommenen und von seinem Wissen aufgeblähten Menschen die Decke von den Augen zieht und ihm begreiflich macht, daß seine Vortrefflichkeiten zwar ihren Werth, vielleicht hohen Werth für den Kreis des bürgerlichen Lebens haben, aber vor dem flammenden heiligen Angesichte Gottes, wie Stroh vor dem Feuer zerrieben und zur Erlangung des ewigen Lebens nicht das Geringste helfen können. — Wenn einer, so war der Hauptmann im Evangelium ein vortrefflicher Mensch. Wie liebeich sorgt er für seinen Knecht! Welches Ansehen genießt er in der ganzen Stadt! Wie opferfreudig hat er sich bewiesen, da er, wie die Einwohner nach Lucas von ihm rühmen, ihnen eine Schule gebaut hat! Und dieser tugendreiche Mann — seht! wie er vor dem Herrn von all' seinen Verdiensten nichts weiß und nichts rühmt, sondern mit ihm aus

dem Tone redet: Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehst! — Nur auf dieser Spur wird der Glaubensweg gefunden. Erst als dem verlorenen Sohn sein tiefes Elend unter die Augen trat, da reifte der Entschluß in ihm: „ich will mich aufmachen und zum Vater gehen!“ Als Petrus rief: „Herr, gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch,“ da keimte der Glaube in ihm, in welchem er später bezeugte: „du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, und hast Worte des ewigen Lebens.“ So viel Demuth, so viel Glaube. So tief das Bekenntniß herankommt: „es haben mich meine Sünden ergriffen, daß ich nicht sehen kann, ihrer ist mehr, denn Haare auf meinem Haupt“ — so tief ist der Glaube gewurzelt, das Suchen nach dem Heiland, das Anklammern an die Gnadenhand. — Für den Hochmuth bleibt die Glaubensstür verschlossen, dem demüthigen, dem kindlichen Sinne thut sie sich weit auf. „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erden,“ betet Jesus, „daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret. Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir.“

Meine Geliebten! Kann hiernach der Glaube nur in Demuthsboden Wurzel schlagen, so kann er, sagen wir ferner, auch in solchem Boden nur wachsen und gedeihen. Ohne Demuth führt der Glaube ein krankhaftes, sieches Leben und stirbt wohl endlich gar ab. — Der krankhaften Erscheinungen giebt es nun im innern Leben, ebenso wie im äußern, unzählige. Eine der gewöhnlichsten ist wohl die, auf welche in den letzten Sonntagsepisteln hingewiesen wird: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Verneuerung eures Sinnes!“ Im Bewußtsein des Christen darf der Unterschied zwischen Gott-dienen und der-Welt-dienen, zwischen Christus und Belial niemals flüchtig werden; mitten in der Welt muß er los sein vom Wesen der Welt, ihrer Lust und Hoffahrt. Irren wir nicht, so bildet aber gerade dies Durcheinanderverwerfen von Geist und Fleisch, dies Eingehen in das nichtige, sündliche Weltleben bei äußerem Festhalten des Bekenntnisses den Charakterzug

des gegenwärtigen Kirchengeistes. Das Salz wird dumm: es fehlt an Ernst, Tiefe, Gründlichkeit im Widerstand gegen die Sünde, im Trachten nach dem Einem, das noth ist. Woher diese Krankheit? Bei Manchen mag's schon von Anfang an versehen sein. Der Same ist noch nie in die Tiefe eingedrungen, ist immer auf der Oberfläche liegen geblieben. Sie sind nur so mitgenommen von der Strömung der frommen Luftschicht, in die sie zufällig hineingerathen sind. Die Götzen der Eitelkeit, der Ehre vor der Welt, des Hochhinauswollens sind in ihrem Innern unangetastet stehen geblieben. Das: „Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist!“ — ist ihnen niemals bis an die Seele gegangen. — Andere dagegen haben wirklich an ihrem Herzen etwas erfahren. Gottes Odem hat sie inwendig berührt. Sie haben Christum ergriffen mit ganzem Gemüthe, mit allen Kräften. Sie liefen fein, was hat sie aufgehalten? Die Demuth ist gewichen. Der Stolz hat allgemach sein Haupt wieder erhoben, darum sind sie trotz des Dels in ihren Lampen, wie die klugen Jungfrauen mit den thörichten zugleich, in den Schlummer der Sicherheit verfallen. Sie unterschätzen die Gefahr, in der sie schweben, sie überschätzen ihre eigne Kraft. So werden die lieben Seelen unvermerkt in das entnervende, geisttödtende, aushöhlende Weltwesen mit hinein verflochten. Sind sie reich, so umstrickt sie die Lust der Welt, sind sie arm, so ermatten sie unter den Sorgen der Nahrung. Dabei verduftet das heilige Salböl. Die Schwungkraft, alles Fremde von sich abzustossen, alles Andere für Schaden zu achten, um nur Christum zu gewinnen, erlahmt. Mit der Demuth entweicht auch der freudige Muth, sich auf den Herrn allein zu stellen, und unbekümmert um menschliche Gunst oder Ungunst seinen engen Beweißensweg fest dahin zu wandeln. Während die Glaubensmänner, die die Schrift uns vorführt, es gern ertrugen, daß sie verkannt, geringgeschätzt, verhöhnt, verfolgt wurden, so modelt der demuthslose Glaube sein Christenthum nach dem Zeitgeist und macht es der Welt mundrecht und genießbar, um nur nicht etwa, wie es dem Apostel

erging, als ein Sonderling, als ein Thor, als ein Narr beschrien zu werden.

Ach, meine Lieben, laffet uns wachen und beten, daß wir nicht in Anfechtung fallen! Prüfe jeder sich und seine Lebensverhältnisse, in welchem Stück das Wachen und Beten ihm besonders vornöthigen sei! Der fromme Antonius sah in einem Gesicht den ganzen Boden, wo er ging und stand, und die Luft umher angefüllt mit Schlingen, und auf seine Frage: „Herr, wer wird hier hindurchkommen?“ hörte er die Antwort: „die Demuth.“ Durch sie wird das Auge nüchtern und hell, der Fuß stark und sicher und das verborgene Leben in Christo entfaltet seinen Reichthum an Trost und himmlischem Frieden. — Es glänzet der Christen inwendiges Leben, Obgleich sie von außen die Sonne verbrannt! Was ihnen der König des Himmels gegeben, Ist keinem als nur ihnen selber bekannt. Sie scheinen von außen die schlechtesten Leute, Ein Schauspiel der Engel, ein Ekel der Welt, Doch innerlich sind sie die lieblichsten Bräute, Der Zierrath, die Krone, die Jesu gefällt, Das Wunder der Zeiten, die hier sich bereiten, Den König, der unter den Lilien weidet, Zu küssen, in güldene Stücke gekleidet! — Aber wehe! wenn sie den Grund des Wohlgefallens Gottes jemals in sich und ihrer Frömmigkeit suchten und nicht allein in der ihnen zugerechneten Gerechtigkeit Christi! Denn unter allen Arten von Hochmuth ist Gott dem Herrn doch keine un- ausstehlicher, als die geistliche Hoffarth, der Stolz auf die eigne Büßfertigkeit und Gläubigkeit. Und dies führt uns noch einen Schritt weiter in unsrer Betrachtung.

Kann ohne Demuth der Glaube nicht in gesunder Kraft wachsen und gedeihen, so kann er ohne Demuth auch seine Krone nicht erlangen. Diese Krone besteht in nichts Anderem, als eben in dem Wohlgefallen des Herrn, in der Ehre vor Gott, darin, daß er uns als die Seinen anerkennt und annimmt, unsere Bitten gnädiglich erhört und uns aushilft. Seht, was der Hauptmann mit seinem Glauben zuwegebringt! Er bittet und ihm wird gegeben, „sein Knecht war gesund

zu derselbigen Stunde." Der Glaube hat eine wunderbare Macht und Gewalt. Wenn ihr Glauben habt als ein Senfforn," spricht der Herr, „und sagt zu diesem Maulbeerbaum: Reiß dich aus und versetze dich ins Meer, so wird er euch gehorsam sein." Elias war ein Mensch wie wir, und er betete ein Gebet, daß es nicht regnen sollte, und es regnete nicht auf Erden drei Jahr und sechs Monate. Und er betete abermal und der Himmel gab den Regen, und die Erde brachte ihre Frucht." (Jac. 5, 17. 18.) „Durch den Glauben haben sie," schreibt der Apostel an die Ebräer, „Königreiche bezwungen, der Löwen Rachen verstopfet, des Feuers Kraft ausgelöscht, sind sie des Schwertes Schärfe entronnen, sind sie kräftig geworden aus der Schwachheit und stark geworden im Streit." — Der Glaube bricht durch Stahl und Stein Und kann die Allmacht fassen: Der Glaube wirket All's allein, Wenn wir ihn walten lassen. Wenn einer nichts als glauben kann, So kann er Alles machen, Der Erden Kräfte sieht er an Als ganz geringe Sachen. — Aber alle diese Verheißungen gelten nicht dem hochmüthigen, sondern allein dem Glauben, der da demüthig ist. Gott thut wohl gern, was die Gottesfürchtigen begehren, und höret ihr Schreien, aber er läßt sich nicht durch fleischliches eigenwilliges Ringen, durch Trozen und Pochen auf ein vermeintes Recht überwinden, sondern allein durch Aufopferung alles eigenen Willens, durch kindliche Hingabe in seinen Rathschluß. Je tiefer das Gefühl unserer Unwürdigkeit, je ernster die Kreuzigung unsers Fleisches und Blutes, desto mehr Macht erlangt unser Glaube über Gott, desto lieber neigt dieser sich zu unserer Bitte. Als Abraham sein Liebstes auf Erden, seinen einzigen Sohn, Gott zum Opfer gestellt hat, empfängt sein Glaube die herrlichste Verheißung zum Lohn. In Summa, Gott giebt sich nicht zum Knecht her, unserer Selbstsucht und unserem Hochmuth zu dienen, sondern wenn er die Gebete seiner Gläubigen erhört, so springt er ihnen bei, wie ein Vater seinem bedrängten Kinde, weil ihm das Herz vor Liebe gegen es überwallt. — Gehts doch schon in

menschlichen Verhältnissen so. Der Hochmüthige, der Hoffährtige verbreitet eine kühle, erkältende Atmosphäre um sich her: mag sein, daß einer, der sich hervorzudrängen und seine Person zur Geltung bringen sucht, seinen Zweck dadurch wirklich erreicht, daß man ihn äußerlich mehr beachtet, respectirt, beehrt, als wenn er demüthig zurückträte. Aber die Herzen gewinnt er nicht; sie fühlen sich ihm gegenüber abgestoßen, zugeschnürt. Nur Liebe gewinnt Liebe. Demüthiges Wesen ist der Schlüssel zum Vertrauen, zu wahrer Zuneigung. So wird auch das Herz Gottes nur überwunden durch aufrichtige Demuth und Beugung. Den Arm des Hoffährtigen zerbricht er; er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen; die Hungerigen füllet er mit Gütern, aber die Reichen und Satten läffet er leer.

2.

Demuth und Glaube stehen unter einander in unzertrennlichem Zusammenhang und gegenseitiger Wechselwirkung. Denn ohne Demuth giebt's keinen rechten Glauben, wie wir bisher betrachtet haben, aber ohne Glauben, fügen wir nun noch hinzu, giebt's auch keine rechte Demuth, weder gegen Gott noch gegen die Menschen.

Meine Geliebten! Wie groß ist Gott in seiner Majestät, in seiner Macht und Erhabenheit über die Welt! Zwischen dem Wurm, der im Staube kriecht, und dem Menschen, dessen Fußtritt ihn zermalmt, welch ein Abstand in der Macht und Kraft! Und doch unendlich weiter noch ist der Abstand zwischen dem Allgewaltigen, der in der Höhe thront, und der Creatur, der armen Erde und Asche! „Er sitzt über dem Kreis des Erdbodens und die darauf wohnen, sind wie Heuschrecken. Er rollt den Himmel wie ein Gewand! — Wer misst die Wasser mit der Faust und fasset den Himmel mit der Spanne? Wer begreift die Erde mit einem Dreiling, wer wiegt die Berge mit einem Gewicht und die Hügel mit einer Wage? Siehe!

alle Völker sind vor ihm geachtet, wie ein Tropfen, so am Eimer bleibt, und wie ein Scherlein, so in der Wage bleibt.“ Ein Hauch seines Mundes — und die Welt erzittert in ihren Fundamenten und stürzt in Trümmer zusammen. — Aber meint ihr wohl, die Vorstellung und Erfahrung von der Größe und Majestät Gottes wäre allein schon hinreichend, einen Menschen zu christlicher Beugung vor Gott zu bewegen? Nimmermehr. Ja! das Gefühl der Ohnmacht, der Nichtigkeit — das kann Gott erzwingen, wenn er seine gewaltige Hand auf die Creatur legt, aber Demuth, das ist herzliche Ergebung und kindliche Unterwerfung unter seinen heiligen Rath und starken Arm — die wächst nur da hervor, wo der Glaube Gott ergreift als den Allerbarmer, als den Vater unsers Herrn Jesu Christi, der nur demüthigt, um zu erhöhen, der uns in das Finstre legt, um an's Licht der Herrlichkeit zu führen. Wie manche Seelen haben schwere Heimsuchungen des Herrn erfahren, aber anstatt dadurch zu bußgläubiger Beugung geführt zu sein, hat sich ihr Inwendiges mit Bitterkeit gegen Gott und Menschen und mit einer Säure von Unmuth und Trotz erfüllt, das Herz ist ihnen nicht zerschmolzen. Und endlich in der äußersten Finsterniß, in welche hinaus zuletzt die armen verstockten Geister gestoßen werden müssen und in der sie dann nur noch Gottes Macht und Gerechtigkeit, aber nichts mehr von seiner Gnade und Liebe empfinden, da wird nicht etwa Demuth wohnen, sondern, wie das Evangelium sagt, es wird da sein „Heulen und Zähneklappen,“ — Heulen, Wehklagen, Jammern und Händeringen im Gefühl namenloser Pein, Zähneknirschen, Faustballen, Flüche und Verwünschungen im Gefühl der Ohnmacht und des Trostes zugleich, im Grimm darüber, daß sie sich nicht über Gott erheben können.

Nein! nur das Anschauen Jesu mit geistlichen Augen des Verständnisses bringt einen Sünder zur Beugung. In Christo sehen wir die göttliche Liebe und Demuth lebhaftig vor uns.

Wenn Gott die klare Gottheit daran gebend in die menschliche Natur eingeht, um die abgefallene Creatur durch Leiden, Sterben und Bluten zu erlösen, — wenn Christus, im Besiz aller Macht im Himmel und auf Erden, doch des Gebrauchs dieser Macht sich entäußert, — wenn er aus Liebe zu den Sündern, nur um sein Erlösungswerk hinauszuführen, alles Herzeleid, alle Verkennung, Schmach und Kränkung geduldig hinnimmt, obwohl er in jedem Augenblick seine Feinde zerschmettern und seine Herrlichkeit glänzend offenbaren könnte: — meine Geliebten, solche Demuth Gottes und Christi ist dem menschlichen Hochmuth zu stark, diese oder sonst kein Mittel lehrt ihn die Kniee beugen und die Hände falten zu dem Geständniß: Herr! womit habe ich diese Liebe verdient! Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehst! Ja, würdigster Jesu, Ehrenkönig, Du suchtest deine Ehre wenig Und würdest niedrig und gering! Du wandelst ganz ertieft auf Erden In Demuth und in Knechtsgebehrden Erhubst dich selbst in keinem Ding. Herr, solche Demuth lehr Auch mich je mehr und mehr Stetig üben! Jesu, ei nu hilf mir dazu, daß ich demüthig sei wie du.

Wenn daher die Wetter Gottes sich über unsern Häupten zusammenziehen und seine Gerichte hereinzubrechen drohen: der Glaube an Jesum ist's allein, der das bange Zagen, das aufkeimende Murren und Trozen in stille Ergebung verwandelt; denn wir wissen: er zerschlägt nur, um desto herrlicher aufzubauen, wenn er uns demüthigt, macht er uns groß, er verhängt die Thränenfaat über uns, um eine Freudenerndte daraus zu erziehen. — Und in guten Tagen, wenn wir uns des ungetrühten Sonnenscheins seiner Gnade erfreuen, ist's wiederum nur der lebendige Glaube an Den, der mit seiner demüthigen Singabe in den Tod uns alle Gnade erworben hat; dieser Glaube ist's, welcher uns vor Ueberhebung und Stolz bewahrt und das Bekenntniß Jakobs uns immer wieder auf die Lippen legt: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue,

die du an deinem Knecht gethan hast," und Davids: „Wer bin ich, und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast!“

Ohne Glaube an Christum keine Demuth vor Gott, aber auch keine Demuth gegen die Menschen. Das ganze Heidenthum, auch das der höchstgebildeten Völker, hat nichts von dieser Tugend gewußt. Die Seelengröße, zu der der natürliche Mensch sich erhebt, hat seine Wurzel im Hochmuth, im kalten, selbstgenugsamen Stolz. Für christliche Demuth hat er so wenig Verständniß, daß er in ihr nur verächtliche Kriecherei, knechtisches, niedriggesinntes Wesen erblickt. Aber solche Gesinnung, himmelweit von wahrer Demuth verschieden, was hat sie mit dem Glauben zu schaffen, in welchem der Apostel ruft: „Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte.“ Nein! Wenn Gott einem Christen Ehre giebt, Güter und Gnadenkräfte, so wirft er sie nicht geringschätzig weg, sondern braucht ihrer zur Ehre Gottes; er weihet sie ihm und hütet sich nur, daß er nicht sich selbst einen Ruhm daraus mache und Andere darüber verachte. So schreibt Luther in der Auslegung der Psalmen: „Wiewohl ich Anderer Gabe gegen die meinige nicht verachte, so rühme ich doch dies im heiligen Troß, daß ich um alle Thronen und Reiche der Welt nicht vertauschen wollte, was ich durch Lust und Nachsinnen in den Psalmen durch Segen des heiligen Geistes erlangt habe. Denn ich habe keine so närrische Demuth, daß ich die mir verliehenen Gaben Gottes verleugnen wollte. Von mir selber habe ich freilich genug, das mich demüthigen und zu nichte machen kann: an und in Gott aber muß ich stolziren, über seine Gaben fröhlich sein, frohlocken und rühmen.“ In demselben Geist sehen wir den Hauptmann im Evangelium handeln. Er ist Unterthan und ist Obrigkeit zugleich; er hat zu gehorchen und auch zu befehlen: „Gehe hin! Komm her! Thue das!“ Aber weder ist sein Gehorchen knechtisch, noch sein Befehlen herrisch, sondern es geschieht Alles in demüthiger Anerkennung der Ordnungen Gottes. So rühmt

Paulus, daß er viel mehr gearbeitet, denn die andern alle, aber er schreibt den Ruhm nicht sich, sondern der Gnade Gottes zu, die mit ihm gewesen. Und wenn der Apostel sich selbst für den vornehmsten unter den Sündern erklärt, wer ist, der bei aufrichtigem, strengem Selbstgerichte dasselbe Bekenntniß nicht auch von sich ablegen müßte? Jeder vom Geiste Gottes erleuchtete Mensch kennt wohl in etwa die mit halbem oder vollem Bewußtsein begangenen Untreuen des eigenen Herzens, und weiß, daß deren Schuld um so schwerer wiegt, je mehr Gnade er erfahren hat. Dagegen ist er schlechterdings nicht im Stande, die Tiefe anderer Herzen zu erforschen und die Schwere ihrer Verschuldung abzuwägen: wie sollte er dazu kommen, sich für besser und den Nächsten für schlechter vor Gott zu halten? Aus solchem Sinn fließen die Ermahnungen, die der Apostel fast in allen seinen Briefen unter den verschiedensten Wendungen wiederholt: „Einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor! Thut nichts durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet euch unter einander einer den andern höher, denn sich selbst.“

Meine Geliebten, wir stehen am Ende unserer Betrachtung über die Demuth. Aber mit der Uebung in der Demuth kommen wir nicht zu Ende in diesem Leben. Sollte einer meinen, er sei völlig los von sich selbst und der Versuchung zum Hochmuth nicht mehr zugänglich? Möge nur die Probe kommen! Werde dir nur irgend eine Kränkung, eine unverdiente Nichtachtung zugesügt, erfahre nur irgend einmal Kälte, wo du Liebe gespendet mit vollen Händen — wie wird nicht nur die gekränkte Liebe, sondern auch der beleidigte Stolz sich grollend erheben! Aber — still damit! Hin gegangen zum Kreuze Jesu, zu Ihm, der sanftmüthig und von Herzen demüthig war! Dort lerne warten, dulden, schweigen! Zu seiner Zeit wird dir Gott, falls du in der Versuchung bestehst und in der Demuth beharrst, so volle Genugthuung verschaffen und dich mit Ehren so sehr überschütten, daß es dir viel zu viel sein wird, und du dich tief darüber wirst schämen müssen.

Herr! Herr! Bewahre unsere Seele, daß wir nicht mit den Hoffärtigen dahin fahren! Ach! wie so garnichts sind alle Menschen, die doch so sicher wohnen! Dein heiliger Geist erhalte uns in der Demuth und Niedrigkeit, so werden wir einst die Krone der Ehren mit dir tragen!

Amen.



alle die sich zu ihm begeben, werden in ihm leben. Und alle die sich zu ihm begeben, werden in ihm leben. Und alle die sich zu ihm begeben, werden in ihm leben.

1711

X.

Die Zeitrechnung der Kinder Gottes.

(Neujahrstag.)

2 Cor. v. 17.

Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden.

Im Herrn geliebte Gemeinde! In unserem deutschen Volke geht eine sinnvolle Sage von einem Klosterbruder, der sich eines Nachmittags in das nahe Klostergehölz begeben habe. Dort beschäftigt mit der ihm übertragenen äußern Arbeit, vertieft er sinnend sich immer inniger und lebendiger in Gott und in die Ewigkeit. Plötzlich fühlt er sich wunderbar gehoben in seiner ganzen Stimmung. Alle Schwäche ist von ihm abgethan, lange Dunkelheiten in seinem Innern werden ihm klar und hell, es ist ihm licht, still, selig zu Muth, unaussprechliches Wohlsein durchströmt sein ganzes Wesen; auch die Natur umher kommt ihm verändert vor und verklärt: der Gesang der Vögel erscheint ihm weit lieblicher, das Blühen der Bäume duftiger, reicher, prachtvoller, der Schein der Sonne von überirdischem Lichtschimmer — kurz, er schwimmt in einem Meer voll Wonne und Entzückung. Nachdem so nach seiner Meinung etwa eine oder anderthalb Stunden verflossen sind, besinnt er sich, es möchte Zeit zur Rückkehr sein, da man im Kloster seiner warten würde. Aber wie verwundert er sich, als er aus dem Gehölz hervortretend, Alles verändert findet, andere Bauwerke, andere Garten-Einrichtungen, andere unbekanntere Menschengesichter. Er

tritt an einen Klosterbruder heran, der bei seinen Fragen schein zurückweicht. Endlich führt man ihn zum Prior; dieser fragt ihn aus über Namen, Alter, Lebensumstände u. s. w. Unter allgemeinem Staunen schlägt man alte Bücher nach, und es ergiebt sich, daß ein Mensch dieses Namens vor mehr denn hundert Jahren in den Wald gegangen und nicht wieder zurückgekehrt sei. Jetzt wird es dem frommen Alten einleuchtend, was ihm widerfahren, daß er aus der Welt und aus der Zeit entrückt, daß er in den Himmel verückt gewesen sei und einen Lichtstrahl der ewigen Herrlichkeit geschaut habe. Bald darauf, schließt die Sage, habe er den Geist aufgegeben, um auf immer dahin zurückzukehren, wo seine Seele Wohlsein und himmlisches Genüge gefunden.

Was für ein Sinn liegt dieser Sage unsers Volkes zu Grunde? Offenbar soll dadurch neben manchen andern Gedanken darauf hingedeutet sein, daß das Wort: „Tausend Jahre sind vor Ihm wie Ein Tag“ nicht allein von dem ewigen, unbergänglichen Wesen Gottes gelte, sondern auch in gewissem Sinne von denen, die ihr Leben in Gott führen und deren Seelen in ihm genesen. Es giebt in ihnen einen Wesenskern, an welchen die vernichtende, zernagende Macht der Zeit nicht heranreicht, sie haben ein anderes Verhältniß zu derselben, als alle andern Geschöpfe der Erde, die dem Gesetze des Werdens und Vergehens unterworfen sind. Sie haben ihre eigene Zeitrechnung.

Denselben Gedanken, meine Geliebten, bringt uns auch der Apostel Paulus in unserem heutigen Textwort entgegen. Er unterscheidet an einem Gott anhängenden Christenmenschen ein Altes und ein Neues, und sagt von jenem, es sei vergangen. Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur, das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden! — Lasset uns denn den Satz: „Kinder Gottes haben ihre eigene Zeitrechnung“ als Denkpruch und Loosung über das neu angetretne Jahr und über unsere erste Betrachtung darin schreiben! Diese Zeitrechnung lautet aber:

1. Vergangen ist die Sünde;
2. Gegenwärtig ist die Gnade;
3. Zukünftig ist die Herrlichkeit.

Der Herr wolle dies Wort uns fruchtbar machen und segnen! Ja, schenke uns, du dreieiniges ewiges Wesen, das du in unwandelbarer Seligkeit und Majestät erhaben über Zeit und Welt thronest, und dich doch mit deiner Gnade so gern in die Qual und Unruhe des armen Erdgetümmels hineinsenkst: o schenke uns einen Blick, einen friedereichen, innerlich erwecklichen Einblick in deine Tiefen und laß auch unsre Seelen in Gott genesen. Amen.

1.

Meine Geliebten! Die Vorstellung von der Vergänglichkeit alles Irdischen, von dem zermalmenden, ehernen Fußtritt, womit die Zeit in ihrem unaufhaltfamen Lauf über Alles, was geworden ist, schonungslos hinschreitet, hat etwas Beklemmendes für den Menschen. Vergegenwärtigen wir uns, was in den tausend und aber tausend Jahren emporgekommen und zu Grunde gegangen, wie von den vielen Geschlechtern eins nach dem andern eine Weile hier gewandelt und sich dann niedergelegt, wie manche staunenswerthe, scheinbar für die Ewigkeit geschaffene Werke der Vergessenheit anheimgefallen, wie ganze Völker spurlos verschwunden sind selbst aus dem Gedächtniß der Welt, so daß man ihre Stätte nicht mehr kennt: — was ist der Mensch diesem Rollen und Vorüberbrausen des Zeitrades gegenüber! Wie winzig, wie klein erscheint er sich mit seinem Streben und Suchen! Das arme Herz quält sich eine Weile in vieler Unruhe und Mühe und dann hats ausgeschlagen. Wenige Tage noch redet man etwa hier und da von seinem Namen, bald aber verhallt sein Gedächtniß für immer. — Und wie schnell, wie entsetzlich schnell geht das! So ein Stück Leben von 365 Tagen, wie wirs wiederum hinter uns haben, ist es uns nicht wie ein Hauch, wie ein Geschwäß vorübergeilt? Es fährt schnell dahin, als flögen wir davon, sagt die

Schrift von unserem Dasein. Und je länger einer lebt, je rascher erscheint ihm die Flucht der Zeit. Wie im Jahre, wenn es seinen Höhepunkt um Johannis erreicht hat, die Tage immer kürzer werden, bis zum Ende: so scheint sich auch im Lebensjahre des Menschen zu verhalten. Dem Mann, dem Greis kommt die Dauer der Tage, wie sie aus der Nacht hervorgehen und in die Nacht zurücksinken, immer kürzer vor; es ist ihm, wie wenn einer Feuer schlägt: der Funke springt heraus und ist alsbald verglommen, — es ist, wie wenn ein Strom vorüberfließt: die Welle glitzert eine Weile im Sonnenschein, dann taucht sie unter und verschwindet in der Fluth. — Und was sollen wir endlich sagen über den Inhalt, den dieser Zeitenstrom mit sich führt, der scheinbar sich stets erneuert und doch unter allem Wechsel der Gestalten immer der alte und derselbe bleibt: denn „was ist es, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird! Was ist es, das man gethan hat? Eben das man hernach wieder thun wird. Und giebt's nichts Neues unter der Sonne?“ (Pred. 1, 9). — Dieses alte aber, in verschiedener Weise sich immer neu wieder erzeugende Wesen der Welt ist es nicht, worin der unsterbliche Geist Ruhe, Nahrung und Genügen finden kann. Hiervon gilt, was geschrieben steht: Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume. Das Gras verdorret, die Blume verwelket. Wir haben ein Buch in der heiligen Schrift, meine Geliebten, welches in ergreifender Weise dies Thema über die Eitelkeit alles Irdischen behandelt, den Prediger Salomo. Ausgestattet mit allem, was groß, hoch und herrlich ist in der Welt, überschaut der weise König das Leben, wie es ist — ohne Gott, und sein immer wiederkehrender, Mark und Bein zerschneidender Spruch lautet: Ich sahe an alles Thun, das unter der Sonne geschiehet, und siehe! es war alles eitel und Jammer. „Ich that große Dinge,“ so lautet sein Bekenntniß, „ich bauete mir Häuser, pflanzte mir Weinberge; ich machte mir Gärten und Lustgärten und pflanzte allerlei fruchtbare Bäume darein; ich machte mir Teiche, daraus zu wässern den Wald der grü-

nenden Bäume; ich hatte Knechte und Mägde und Gesinde; ich hatte eine größere Habe an Rindern und Schafen, denn Alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren; ich sammelte mir auch Silber und Gold, und von den Königen und Ländern einen Schatz; ich schaffte mir Sänger und Sängerinnen, und Wollust der Menschen, allerlei Saitenspiel; und war groß und größer über Alle, die vor mir zu Jerusalem gewesen waren. Auch blieb meine Weisheit bei mir; und Alles, was meine Augen wünschten, das ließ ich ihnen, und wehrte meinem Herzen keine Freude, denn es freuete sich an all' meiner Arbeit. Und das war mein Theil von all' meiner Arbeit. Da ich aber ansah all' meine Werke, die meine Hände gethan hatten, und die Mühe, die ich gehabt hatte: siehe, da war es alles eitel und windiges Streben, und nichts mehr unter der Sonne."

Es ist Alles ganz eitel; das Wesen dieser Welt vergehet, es geschieht nichts Neues unter der Sonne! — Und doch sucht die Seele nach etwas Bleibendem und Ewigem, und wehrt mit Gewalt sich vor dem Gedanken, daß sie selbst mit dem eiteln und nichtigen Wesen der Welt vorüber gehen soll. — Aber siehe! es giebt in der That etwas Neues. Es ist wirklich etwas geschehen unter der Sonne, das nicht veraltet, sondern das vielmehr Alles neu macht. Durch die Menschwerdung Gottes in Christo, durch die Ausgießung des heiligen Geistes über alles Fleisch ist ein neuer und die ganze Welt von innen heraus umgestaltender Keim in das Erdenleben hineingepflanzt. Denn daß alles Irdische vergeht, hat seine Ursache nicht im Gesetze der Zeit an und für sich, sondern im Gesetz der Sünde, dem die Zeit mit allem irdischen Werden und Wachsen unterworfen ist. Sein Horn macht, daß wir so vergehen, sein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen. Wo daher nach Stillung des Hornhaders die Liebe waltet, da kann einem die Zeit nichts mehr anhaben. Ein Christ ist Herr über sie durch den, der da ist das A und D, der Erste und der Letzte, der todt war und nun lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Durch ihn steht er sowohl über dem Zeitgeist, denn er hat

die ewige Wahrheit aus Gott, als auch über der vernichtenden Macht der Zeit, denn ob auch der äußere Mensch verweset, so wird doch der innere von Tage zu Tage verneuert. Hier setzt unser Textwort ein: „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur! Das Alte ist vergangen, es ist Alles neu geworden!“ In unser Inwendiges hinein führt der Apostel unsere Betrachtung. Unter der Hülle des äußeren Menschen trägt Jeder einen innern, welcher sein besonderes Leben führt: ein Leben entweder in Gott oder in der Welt. In letzterem Falle ist es „der alte Mensch,“ von dem es heißt, daß er durch Lüste in Irthum sich verderbet, und der in Gleichförmigkeit steht mit dem ganzen sündigen und darum vergänglichem Wesen der Welt. Lebt aber der inwendige Mensch in Gott, so ist es „der neue,“ der nach Gott geschaffene in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, die neue Creatur in Christo. Hier ist „das Alte“ vergangen: alle jemals begangenen Sünden, große oder kleine, sind todt und begraben und können uns nicht mehr schaden. — Wo aber das Alte noch nicht vergangen ist, wehe! da lebt noch die Sünde, und lebt nicht nur inwendig im Herzen als unruhige, quälende Lust, sondern lebt auch vor dem Angesichte Gottes als Schuld und als Anklage, und fällt von da als Unsegen und Fluch auf uns zurück. Sollte sie auch in des Menschen Gewissen auslöschen, die Erinnerung der Sünde und ihrer einzelnen Lüste, Gedanken, Worte und Werke, so ist sie doch aufbewahrt im Gedächtnisse Gottes, wo nichts verschwindet; und wenn dereinst am Ende der Zeiten das grelle Licht der Ewigkeit den ganzen durchwandelten Weg beleuchtet, so wird zuletzt Alles, was hier im Bewußtsein sich verdunkelt hatte, scharf wieder hervortreten und gegenwärtig werden. — Meine Geliebten, soll dieser Fluch nicht mit uns hinübergehn aus dem alten ins neue Jahr, dann muß die Sünde hinweggethan und in den Meeresgrund ewiger Vergessenheit geworfen werden. Und Heil uns, daß es Einen giebt, der dies thun kann und der da ruft: Siehe! Ich, ich tilge deine Uebertretung um meinetwillen und gedenke deiner

Sünde nicht! Wer ihn gefunden und gehabt hat im verfloßnen Jahre, für den ist dies Jahr nicht verloren, nicht schlechtlin vergangen. Was er in der Gnade Gottes gelebt hat, das vergeht nicht, sondern bleibt. Er braucht in das allgemeine, empfindsame Klagen über die Vergänglichkeit aller irdischen Freude und Herrlichkeit nicht mit einzustimmen, denn der Wesenskern all' seiner Erfahrungen und Erlebnisse bildet wegen der Gemeinschaft mit Gott und seiner Gnade ein ewiges unzerstörbares Gut!

2.

Diese Gnade geht nun aus dem alten ins neue Jahr mit hinüber. Schon auf der Schwelle desselben empfängt sie uns, indem der Neujahrstag den Namen Jesu trägt, der den Gnadebund zwischen uns und Gott ausgerichtet und der da spricht: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Diesen Trost verkündigt uns schon die Jahreszahl 1858, die wir nunmehr schreiben. Sie sagt uns: es ist ein Jahr nach Christi Geburt, ein Jahr des Heils; dieselben Jesushände, die 1857 Jahre segnend und schirmend über der Welt gewaltet haben, wollen sie auch fernerhin nicht verlassen und versäumen.

Gegenwärtig ist die Gnade! Mit diesem Wort ergeht jedoch auch zugleich ein ernstler Mahnruf an uns, meine Geliebten! Es giebt wenig Menschen, die ganz und voll in der Gegenwart leben, — abgesehen von denen, die im schalsten Sinnengenuß den Augenblick auskaufen, diese kommen hier nicht in Betracht. Es ist eben einer von den vielen Widersprüchen, womit so Mancher sich trägt. Einmal klagt man darüber, die Zeit verfliege so rasch, daß man ihrer nicht gewahr werde, und doch erscheint sie dann im Einzelnen wieder so quälend lang, daß man sie nicht schnell genug vertreiben kann. Das Herz hat seine Leuchtpunkte im Leben, auf die hin sich alle Spannung zusammendrängt; die ganze Zeit vorher bis zu diesem Punkt wird kaum geachtet in ihrem Werth, sie scheint nur da zu sein, um eben hingebracht zu werden. Ist dann aber der ersehnte Augenblick gekommen und genossen, dann drängt eine

neue Unruhe wieder weiter und setzt einen neuen Hoffnungspunkt in der Zukunft. So stürmt der Mensch, der eben noch nicht seines Lebens Halt, Fülle und Frieden in Gott gefunden hat, hastig von einer Station seines Lebens zur andern, und peitscht gleichsam die edle Gnadenfrist vorüber, dem Ende entgegen.

Lebe ganz in der von der Gnade Gottes erfüllten Gegenwart, so lebst du in der Ewigkeit und für die Ewigkeit. Hier liegt das Geheimniß, die rechte Ruhe und die rechte Thätigkeit zugleich zu finden. — Die Ruhe aber wurzelt in der Dankbarkeit, womit man im Genuß der göttlichen Gnade athmet und lebt: ein dankbarer Sinn ist die Grundlage des innern Friedens. Wie hat, sagt sich da der Mensch, wie hat Gott dich so väterlich aus einer Zeit in die andere geführt: sieh! er hat deine vielen Sünden nicht an dir gerächt; wie manchmal standest du in Furchten, daß er dich vor der Welt zu Schanden machen werde, er hat es nicht gethan, hat dich aus dem Staub immer wieder emporgehoben und bis in diese Stunde hinein in lauter Erbarmen getragen. — Und dieser Dank im Herzen führt zur That, führt zum Gehorsam, zur Eintheilung und Benützung der Zeit nach Gottes Willen und Anordnung. Gehorsam ist der Lebenspuls des neuen Menschen. Er achtet in jedem Augenblick auf den Gnadenwink von oben, und da weiß er dann so manche schöne Mußestunde, die ihm von seinen Berufsgeschäften übrig bleibt, zum Segen für sich und für andere Seelen auszukaufen. O wie reich an Segensfrüchten und an guten Werken schmückt sich ein Leben, das im Gehorsam der Gnade vollbracht wird! — Aus solchem Sinn folgt aber auch zugleich Geduld und Stillhalten unter den Leiden. Denn ein Leben in der Gnade geht ja freilich nicht durch lauter glückliche und rosige Stunden. Es kommen Tage, die uns nicht gefallen, wo die Seele im Staube liegt, wo sie sich zerbrochen, zerquetscht fühlt von der Welt und von der gewaltigen Hand Gottes! Aber gerade in solchem Dunkel ist die Gnade am nächsten, und ein Kind Gottes, das still sich darin leidet, lernt da bekennen: Wenn du mich demüthigst,

machst du mich groß; wenn du mich ausziehst und von allem Schmucke entblößest vor der Welt und vor mir selber, dann ziehst du mich an mit Kleidern des Heils; wenn du meinen Namen niedrig machst und klein und nicht geachtet, dann hebst du mich hoch zu Ehren im Himmel.

Doch, meine Geliebten, wenn wären solche Ewigkeitsgedanken mit ernstern, heiligen Vorsätzen nicht schon durch die Seele gegangen! Das Unheil ist nur, daß es beim Wollen bleibt und nicht bis zum Vollbringen kommt. Der ernstere Jüngling, wenn er ins Leben eintritt, stellt sich vor das Angesicht Gottes, er hat den Willen, Ihn allein zu dienen; aber unter den hundertfältigen Eindrücken der Welt zerstreut sich der Sinn, zertheilt sich die Kraft, er findet das Vollbringen nicht. Die Mannesjahre kommen heran, man will abermals, und doch gelingt es nicht oder nur halb. Und so geht es fort in Wollen und Nichtvollbringen bis ins Greisenalter: noch einmal will der Mensch, nimmt einen Anlauf aufs Himmlische und dann stirbt er hin. Er hat gewollt! — das bleibt ihm nun als Grabchrift, während diese doch bei rechter Nachfolge Christi heißen müßte: Es ist vollbracht — vollbracht in Gott!

Vielleicht ist mancher hier, der bei dieser Betrachtung mit tiefer Wehmuth, mit Zerknirschung und Reue auf sein vergangenes Leben als auf eine Heerstraße voll von zerbrochenen Gelübden, von armseligen, leeren Vorsätzen zurückblickt, und nun bei sich spricht: O daß ich noch einmal von vorn anfangen könnte! — Könnte ich die vielen Versäumnisse nachholen, die vielen Flecken auswaschen, so viel Geschehenes ungeschehen machen! Könnte ich so viel verlorne, in eiteln Dingen verbrachte Zeit wieder gewinnen, um sie für Gott und für die Ewigkeit anzuwenden! Nun sieh! was dahinten liegt, du kannst es nicht ändern. Aber Gott kann das Alte neu machen mit seiner Gnade. Dank ihm, daß es noch nicht heißt: Vergangen ist die Gnade, sondern gegenwärtig ist die Gnade! Greif hinein in den Segen dieser Stunde, die du eben jetzt lebst,

und gieb Raum dem Wirken des heiligen Geistes, damit es heiße: Vergangen ist die Sünde!

3.

Und ist die Sünde vergangen, und die Gnade in lebendiger Wirkung dir gegenwärtig, so tritt auch das Dritte verheißungsvoll hinzu: Zukünftig ist die Herrlichkeit! So lange Christus bleibt der Herr, Wirds alle Tage herrlicher, singt jener Dichter. Muß auch der äußere Mensch unabwendbar sein Geschick erfüllen und dem Tode entgegenwelken, so wissen wir doch: der innere wird von Tage zu Tage verneuert. Von der Gnade Gottes gepflegt, reifet er und wächst allmählich von einer Stufe zur andern bis zum vollen Mannesalter in Christo! Freilich schwinden alle äußern Glücksgüter, die wir hier genießen, dahin und fallen mit der Zeit ab, wie welke Blätter vom Baume. Alle, auch die edelsten Wonne und Freuden, leben sich aus und hören auf, aber der Segenskern, das Mark davon bleibt uns und folgt nach in alle Ewigkeit. Nennen wir das edelste irdische Gut, was Gott den Menschenkindern geschenkt hat: die Liebe in ihren mannigfaltigen Gestalten, als Eltern-, Kinder-, Gatten-, Geschwister-, Freundesliebe: es ist wahr, alle diese Bande zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern, werden vergehen in dieser Gestalt, die Formen dieser Verhältnisse werden zerschlagen, aber der Kern, der Segen und Genuß davon bleibt ewig, so daß einer, der hier in Gott die Seinigen gehabt, auch in alle Ewigkeit nichts von dem wahren Glück seines Habens verliert, sondern er kann nur gewinnen, indem die natürlichen Verhältnisse, wenn sie hier geheiligt waren, dort nicht einer Verarmung Platz machen sollen, sondern der Verklärung, da wir sein werden wie die Engel Gottes!

Das Alte ist vergangen: es ist Alles neu geworden, sagt der Apostel. Er spricht's aus als ein Perfectum, als ein schon Geschehenes, und so verhält sich in der That bei den gerechtfertigten Kindern Gottes. Die ganze Herrlichkeit ist bereits für

sie da, nur verhüllt noch im Keime, die Ausreifung zur vollkommenen Blüthe und Frucht gehört der Zukunft an. Meine Lieben, sagt Johannes, es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden, wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, dann werden wir ihm gleich sein, denn wir werden Ihn sehen, wie er ist. Das verborgne Leben der Frommen wird dort offenbar werden; offenbar zwar auch ihre Sünden, aber als vergangene, vergebene können sie den Glanz der Herrlichkeit nicht mehr verdunkeln. Offenbar sollen werden alle Kämpfe, die sie still in Gott ausgerungen, alle guten Werke, die sie in Treue und Demuth ausgesäet haben. Worauf sie selbst keinen Werth gelegt, was sie selbst nicht mehr wissen, der Herr ziehts aus der Vergessenheit hervor zur seligen Ueberraschung für die Seinen. — Ach wenn der Herr die Gefangenen Sions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein. Dann wird man sagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen gethan! Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten, sie gehen hin mit Weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.

 Zukünftig ist die Herrlichkeit! Diese Verheißung gilt jedem Christenleben, das die Losung trägt: Vergangen ist die Sünde, gegenwärtig ist die Gnade. Aber wenn nun umgekehrt, die Gnade vergangen und die Sünde gegenwärtig ist: was wird da zukünftig sein! — Meine Geliebten, es giebt Seelenzustände, wo der Mensch, nachdem er lange mit der Gnade gespielt hat, sie nun wirklich nicht mehr erlangen kann, sein Wille ist abgebraucht und untüchtig geworden. Und zwar gehen nicht wenige innerlich so zu Grunde keineswegs aus Feindseligkeit und boshafter Verwerfung des göttlichen Wortes, sondern einfach durch die Fleischsknechtschaft und durch die Fesseln, womit die tausend Nichtigkeiten der Welt den Geist belasten, und seine Kraft lähmen und ertöden. — Was könnt' ich mit Rücksicht auf diese Gefahr, die die Verlängerung unserer Lebenszeit mit sich führt, zum Neujahrs-Tage Besseres wünschen, als daß

dies Jahr für einen Jeden von uns die innere Entscheidung zum vollen seligen Abschluß bringen möge! Und im Hinblick auf das letzte Ziel, dem alle Seelen entgegengehen, auf das letzte Entweder-Oder laßt uns denn mit dem Seufzer schließen:

Hilf, daß ich dorthin kommen mag,
Wo tausend Jahr sind als Ein Tag!
Vor dem Ort, uns, o Gott, bewahr,
Wo Ein Tag ist wie tausend Jahr!

Amen.



XI.

Christi Einzug in seine Stadt.

(Am Missionsfeste zu Pinne, Provinz Posen, am 15. August 1855.)

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch Allen! Amen.

Unbekannt und doch bekannt, so begrüße ich dich, du theure Missionsgemeinde von Pinne! Denn Christen haben ja das Vorrecht, mit einander in innige Bekanntschaft zu treten, wenn sie sich auch zum ersten Male sehen; sie finden sogleich sich zusammen in dem Einen Namen über alle Namen, dessen Kraft und Süßigkeit vor der Welt ein Geheimniß ist, sie verstehen sich in ihrem Glauben, Lieben und Hoffen, sie sind einig im tiefsten Herzensgrunde. Die Welt kennet uns nicht, denn sie kennet Ihn nicht! — Indessen der Bekanntschaftszug zu Dir, liebe Gemeinde, knüpft sich für mich auch noch an einen menschlichen Namen. Denn wie könnte man ein Pinner Missionsfest feiern, ohne des Mannes*) zu gedenken, der lange Jahre hindurch als ein geistlicher Vater hier gewaltet, der als euer Kirchenpatron und Grundherr und zugleich als gläubiger Jünger Jesu und treuer Knecht seines Herrn, an diesem Orte gelebt

*) Herr Carl von Rappard, Erbherr auf Pinne, der im Jahre 1852 am 2. September heimging.

und gewirkt, dem der Gekreuzigte das A und D seines Lebens gewesen und dessen Dichten und Trachten bis an's Ende dahin gestanden, dem Kommen seines Reiches Bahn und Raum zu schaffen. O wie gerne hätte ich ihm noch auf Erden ins Angesicht schauen, wie gerne in seiner Gemeinschaft noch ein Fest begehen mögen! Nun er braucht unsere armen irdischen Missionsfeste nicht mehr: sein verkürter Geist feiert Feste im höhern Chor im himmlischen Jerusalem und mischt seine Hallelujah's in die Lobgefänge der Seligen und der Seraphim, die am Throne des Lammes anbeten. O, daß sein Geist auf uns und auf dieser Missionsfeier ruhen möge zwiefältig!

Ich soll euch predigen. Was soll ich predigen? Möge in der Wahl des Textes die kirchliche Ordnung uns leiten! Der Wochentag weist uns zurück auf den Sonntag, der die Krone und der König der übrigen Tage ist. Des Sonntags Augapfel, Herz und Leben liegt aber im Evangelium. Das Sonntags-Evangelium muß mit seinem Licht die ganze Woche regieren und erhellen. Was haben wir nun in dieser Woche für ein regierendes Evangelium? Vernehmt es in Andacht aus Luc. 19, 41—48.

Und als Er nahe hinzu kam, sah Er die Stadt an und weinete über sie, und sprach: Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient; aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten, und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist. Und Er ging in den Tempel und fing an auszutreiben, die darinnen verkauften und kauften, und sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube. Und Er lehrte täglich im Tempel. Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten und Vornehmsten

im Wolfe trachteten Ihn nach, daß sie Ihn umbrächten; und fanden nicht, wie sie Ihn thun sollten; denn das Volk hing Ihn an und hörte Ihn.

Dies liebliche und gewaltige Evangelium eignet sich, wie es auf den ersten Blick scheint, mehr zum Text für die Judenmission. Die Erfüllung der thränenvollen Weissagung Christi, die Trümmer der verwüsteten Stadt, die Ruinen des eingestürzten Tempels, das in alle Länder der Erde zerstreute Volk, das ohne König, ohne Priester, ohne Leibrock, ohne Heiligthum, gezeichnet mit dem Stempel des Gerichts, zum Spott und Sprüchwort unter den Völkern geworden ist und bleiben wird, bis daß es am Stamm des Kreuzes niedersinkt und ruft: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ — wird dies alles nicht gleichsam von selber zu einer lebendigen Predigt für Judenmission und mahnt uns, die wir in Sems Hütten wohnen und in das Erbtheil Israels eingetreten sind, gemahnt es uns nicht, daß wir jenen verrotteten Boden, auf welchen die Thränen Christi gefallen sind, beackern und das Verlorene mit suchen helfen? Doch diesen Winken des Evangeliums folgen wir für jetzt nicht. Eine der nachfolgenden Ansprachen kommt wohl auf diesen Gegenstand noch besonders zurück. Im Licht unseres Festes den Text betrachtet, erweitert sich uns der Gesichtskreis. Wir schauen in dem Einzug Christi in Jerusalem und in den Tempel das Vorspiel, das Gleichniß, den Anfang der Mission unter alle Völker. Denn ist nicht der eigentliche Tempel, in welchen der Herr einziehen und Wohnung machen will, das Herz des Menschen? Ist es nicht das ganze Menschengeschlecht, nicht die menschliche Natur überhaupt, möge sie einen weißen, schwarzen oder kupferfarbigen Körper tragen? Freilich ist dieser Tempel schon öfters gebrochen, die Sünde hat Gräuel der Verwüstung in der menschlichen Natur angerichtet; aber diesen gebrochenen Tempel auf's neue zu bauen und die in Sünden durch und durch verunreinigte Menschennatur wieder zu heiligen und dem Herrn zur Wohnstätte zu weihen, dies und nichts anderes ist ja Aufgabe und Beruf der Mission. Lasset uns

dennoch betrachten, wie der im Evangelium berichtete Einzug des Herrn in seine Stadt und seinen Tempel sich in der heiligen Mission je und je wiederholt. Aus dem Reichthum des Textes nur einige Züge herausnehmend, weise ich euch zu dem Ende hin 1. auf die Erfolge der Mission, 2. auf die Art und Weise, wie der Herr dabei die Seelen anfaßt und 3. auf das Opfer, das sie kostet.

1.

Ich rede also zuerst von den Erfolgen der Mission. „Nun da fängst du grade bei der schwächsten Stelle an,“ würde hierbei ein Weltmensch, der für die Mission kein Herz hat, sprechen: „denn was wird doch Großes eigentlich ausgerichtet mit den bedeutenden Mitteln, die man in Bewegung setzt? Werden denn ganze Völkerschaften und Reiche bekehrt und civilisirt? Oder sind es nicht immer nur ein paar Seelen auf jedem Fleck? Und diese Handvoll bekehrter Heiden, lohnte sie denn wirklich die vielen aufgewendeten Mühen und Kosten?“ Meine Geliebten, daß heißt von der Mission geredet, wie der Blinde von der Farbe. Angenommen, diese Rede wäre wahr, die Zahl der durch die Missionsthätigkeit in neuerer Zeit Bekehrten wäre wirklich, wenn man sie zusammenrechnete, nur ein kleines Hänflein, was es aber — Gott sei Dank! — nicht ist, da wir nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden, ja nach Hunderttausenden rechnen können: weist du denn gar nichts davon, daß jede einzelne Seele, die aus der Finsterniß zum Licht und aus der Gewalt des Satans zu Gott bekehrt wird, mehr werth ist als alles Gold und Silber? mehr werth als die ganze Welt? daß um jede Seele Christus, der Sohn Gottes, sein theures Blut vergossen hat? Unbestreitbar ist freilich die Thatsache, daß die Zahl der gläubigwerdenden Heiden im Vergleich zu den Massen, die mit Stumpfsinn oder mit Spott sich vom Evangelium abwenden, äußerst gering ist. Aber wo steht denn in der ganzen heiligen Schrift ein einziges Wort, worauf wir die Hoffnung stützen dürften, daß alle

Menschen durch das Evangelium würden bekehrt und selig werden? Ja, gepredigt werden soll es aller Creatur, anbieten heißt es Gott allen Seelen ohne Ausnahme und Unterschied; aber daß die Erfolge und Wirkungen davon in der Regel leider sehr gering ausfallen, darauf müssen wir, den vielen Winken der heiligen Schrift gemäß, uns stets gefaßt halten. „Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt,“ spricht der Herr; eine kleine Heerde nennt er seine Getreuen, und wo er von den beiden Wegen spricht und den zwei Pforten, sagt er, Wenige seien's, die die enge Pforte der Buße finden und auf dem schmalen Wege pilgern, derer dagegen Viele, die auf der breiten Straße des Verderbens wandern; helle lichte Haufen seien's, die durch das breite Thor des Unglaubens wie die Schlachtschafe in die Hölle hineingetrieben werden. O eine Wahrheit voll Entsetzen! Eine Thatsache, wobei einem, wenn man sie recht erwägt, angst und bange wird! Muß denn das also sein? Worin liegt die Ursach davon? Liegt sie in den Predigern, in den Missionären, in dem Wort, das sie verkündigen? Nimmermehr! Machen wir doch die Wahrnehmung, wie eine und dieselbe Predigt auf die verschiedenen Gemüther die verschiedensten Wirkungen hervorbringt, wie die eine Seele dadurch zerschmettert und zerschlagen wird, wie sie unter dem tiefempfundnen Hauch der Jesusliebe zerschmilzt, während eine andere sich in Folge einer und derselben Predigt mit Gift und Groll erfüllt und immer schärfer verbittert. Oder läge der Grund davon in Gott, daß er es so haben wollte? Verabscheuungswürdiger Gedanke das! Nein, Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Er brennt darauf, Seelen zu retten und selig zu machen.

Wie ernst es ihm mit diesem Gnadenwillen sei, das sehen wir im Evangelium. Ein Anblick ohne Gleichen stellt sich uns dar. Des Heilands Auge schwimmt in Thränen. Der Sohn Gottes weint. Was ist es, das seine Seele so tief erschüttert? Ach, er ist in sein Eigenthum gekommen und die Seinen haben ihn nicht aufgenommen. Er hat um den Feigenbaum gegraben

und gedünet, und siehe! er hat keine Frucht gebracht. Seine Laufbahn neigt sich zum Ende, und Israel hat die Zeit versäumt. Er hat gelockt, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel ruft, und sie sind nicht gekommen. „Ihr habt nicht gewollt,“ klagt er: „du hast nicht erkannt die Zeit, darinnen du heimgesucht bist.“ In den menschlichen Willen, meine Geliebten, ist die verhängnißvolle Entscheidung gelegt. Das menschliche Herz ist der Schauplatz, wo der Würfel seines Schicksals fällt für Zeit und Ewigkeit. Es steht jedem frei, das Wort anzunehmen, Buße zu thun und zu glauben, oder es leichtfertig in den Wind zu schlagen und sein Gewissen dagegen zu verstocken. Das steht in unsrer Macht. Aber die Folgen des Unglaubens hat man nicht in seiner Macht. Wer nicht glaubt, der wird verdammet werden, lautet der Spruch; die göttliche Gerechtigkeit bringt es so mit sich. Da hebt der Herr seine Stimme auf und weinet: denn er sieht, daß Israels Maas voll, daß das Volk im Ganzen und Großen nicht mehr zu retten ist. Zuerst haben sie nicht gewollt, nun können sie nicht mehr: ihre Sinne sind zerrüttet, sie sind mit Blindheit geschlagen, „es ist vor deinen Augen verborgen,“ klagt er. Den Strafgerichten Gottes sieht er sie entgegen gehen, unaufhaltsam, blindlings, Schritt für Schritt. Er sieht im Geist schon die Adler herzuschweben, die um das Aas sich sammeln, sieht schon das Sündenfeld weiß zur Erndte und die Schnitter heraneilen, ihre Sichel anzuschlagen. Es geht mit einem Volke im Ganzen, wie mit einem Menschen im Einzelnen. Wenn einem die Wahrheit oft nahe getreten ist und sich am Gewissen bezeugt hat, aber man hat ihrer Stimme widerstanden und ihr immer wieder ins Angesicht geschlagen, so tritt endlich ein Zeitpunkt ein, wo die Kraft zu wollen, die Kraft, der Wahrheit zu folgen, zuletzt sogar die Kraft sie zu erkennen, aufhört. Mark und Saft sind verdorret, der Baum ist reif, abgehauen und ins Feuer geworfen zu werden.

o Theure, geliebte Fremde! Hier drängt sich uns die Frage auf: Welch' Zeit mag es denn wohl in unserm eigenen Volke

sein? Wer so unzufrieden mit den Erfolgen der Predigt des Evangeliums unter den heidnischen Nationen ist, der sehe sich doch einmal in der eigenen Kirche und Gemeinde um! Ach, wenn der Herr Christus aus seiner Himmelshöhe auf Deutschland herabblickt, in unsere Kirchen, in unsere Häuser, in unsere Familien, in unsere Herzen hineinblickt, wie mag ihm dabei zu Muthe sein! Im Blick auf die Massen, die zwar auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft und mit dem heiligen Kreuz gezeichnet sind, aber wie die Heiden in Verachtung des göttlichen Wortes leben, fern von den Testamenten Gottes, fern von Kirche und Altar, den Honigseim seiner Gnade mit Füßen tretend, die Lippe voll Lästerung, das Herz voll Greuel; — im Blick auf die Menge derer, welche sich zwar äußerlich zum Gotteshause und zu den Sacramenten halten, aber mit unheiligen Füßen die Vorhöfe des Herrn zertreten, die ihren Leib zum Dienst der Ungerechtigkeit begeben und todte Gliedmaßen an seinem heiligen Leibe sind; — im Blick endlich auf die vielen Gläubigen, die den Namen haben, daß sie leben und doch todt sind, deren Christenthum entweder Schein- und Heuchelwerk ist oder blos äußerliches Herr-Herr-Sagen, oder schwächliches fränkendes Wesen, wobei sie tage-, wochen-, mondenlang hingehen können, ohne ernsten Gebetstrieb, ohne lebendigen Verkehr mit dem Herrn Jesu, ohne tägliche Erneuerung und Buße; — was sollen wir dazu sagen? Klagte schon jener fromme Sänger vor mehreren hundert Jahren: „Ach Gott vom Himmel sieh darein Und thu dich deß erbarmen, Wie wenig sind der Heilgen dein, Verlassen sind wir Armen! Dein Wort läßt man nicht haben wahr, Der Glaube ist erloschen gar Bei allen Menschenkindern!“ — was sollen wir heut' sagen, wo der Abfall vom lebendigen Gott sich massenhaft im Volke vollzieht und Abgründe unerhörter Gottlosigkeit sich aufgethan haben! Welcher Zukunft mögen wir entgegengehen! —

Vergleichen wir, meine Geliebten, mit diesem getauften Heidenthum in der Heimath, mit dieser fortschreitenden und immer tiefer gehenden Abkehr vom lebendigen Gott die Auf-

nahme, die das Evangelium draußen bei den wilden heidnischen Nationen findet: da haben wir wohl Ursache, den Finger auf den Mund zu legen und beschämt zu schweigen. Kommt uns doch z. B. über die Völkerschaften der Südsee die Botschaft zu, daß die Missionsgesellschaft eben auf dem Punkte steht, ihr Werk dort auf mehreren Inseln für beendet zu erklären; die Kirche ist festgegründet und erhält sich nunmehr selbst, wie in den alten Christenlanden. Und von einem entgegengesetzten Ende der Erde, von den Eisfeldern Grönlands her hören wir den Gesang der Missionare schallen: „Die Welt mag immer lachen Und fragen, was wir Schwachen In Grönland thun: Wir wollen unsern Nachen Nicht lassen ruhn, Und vor der List des Drachen das Haus des Herrn bewachen Und Heiden selig machen, Sie wollen nun!“ — Sie wollen, heißt es hier. Ja, Mohrenland streckt seine Hände aus zu Gott; wie der macedonische Mann dem Apostel zuwinkte, so ruft ein weit verbreitetes Sehnen unter den heidnischen Nationen uns zu: Kommt herüber und helft uns! Es wird mir schwer, hier nicht einige Griffe in die Missionsgeschichte hineinzu thun und euch einige Züge dieses Verlangens vorzuführen. Aber ich will dem Bruder, der nach mir reden und den Bericht erstatten wird, nicht vorgreifen. Nur eines armen Negers will ich Erwähnung thun, der an der Küste von Westafrika lebte. In diesem war unter dem Zeugniß des in's Herz geschriebenen Gesetzes und unter den verklagenden und entschuldigenden Gedanken das Gefühl von seiner Sündenschuld so stark geworden, daß er in seiner Angst und Traurigkeit nirgends Ruhe fand. Die heidnischen Priester, die er fragte, konnten ihm ja nicht helfen. So saß er einst am Strande der See auf einem Baumstumpf, als eben ein englisches Schiff anhielt, um Wasser einzunehmen. Ein Matrose sieht ihn so in seiner Betrübniß sitzen und fragt ihn im Vorübergehen, was ihm fehle. Da der Neger etwas Englisch radebrechen konnte, machte er sich ihm auch ziemlich verständlich und jener erwiderte, eben nur so hinwerfend, das Wort: „Ei, da mußt du suchen nach England zu

kommen und nach dem Gott der Christen fragen, der die Schuld bezahlt hat." Von jetzt an drehte sich bei ihm Alles um diesen Einen Wunsch. Und bald sollte er ihn auch erfüllt sehen. Es fand sich eine Schiffsgelegenheit, durch die er gegen geleistete Matrosendienste freie Ueberfahrt erhielt. Nun war er in England: nun kam er nach London. Aber ehe er fand, was er suchte, ging es mit ihm noch durch viel Elend. In seiner Harmlosigkeit fragte er die Leute auf der Straße, sie möchten ihm sagen, wo der Christengott wohne, der die Schuld bezahlt hat. Da kam er schön an. Einer lachte ihn aus, der Andere sagte: er ist ein Narr. Wochenlang irrte er so durch die Gassen und fühlte sich in der großen Stadt immer verlassen und trostloser, bis ihn endlich ein gutnütthiger Herr selbst anredete und nach Anhörung seiner Geschichte ihn in die Kirche gehen hieß. Aber auch in der Kirche wurde sein Verlangen nicht erfüllt; der Prediger hielt eine jener wohlklingenden und „schönen“ Predigten, in denen nur das Beste, der Name Jesu fehlte. Noch betrübter, als er hineingegangen war, kam der Neger wieder heraus. Aus Geländer eines Hauses gelehnt, weinte er sich herzlich satt in seinem Kummer. Da wird ein Herr, der eben vorübergeht, auf ihn aufmerksam und fragt: „Armer Bursch, leidest gewiß viel Noth?“ „„Ach ja, Massa!““ „Seiner giebt ihm einige Kreuzer, seinen Hunger zu stillen. Aber der Neger erwiedert, der Mangel und Hunger sei nicht seine größte Noth und erzählt nun, da er einen theilnehmenden Zuhörer findet, ausführlich seine ganze Reisegeschichte. Der Herr wies ihn an, in eine bestimmte Kirche, die er ihm zeigte, zu gehen und gab dort dem Kirchendiener den Auftrag, wenn der Neger käme, ihn in eine der vordersten Bänke zu führen. Er betritt die Kanzel, denn er war selbst der Prediger und predigte über die Bürgerschaft in Christo: wie durch Christi Blut das Lösegeld für alle Menschen dargebracht sei und wie Jeder, der in aufrichtigem Bußglauben sich sein Verdienst zueigne, der Gnade Gottes und der Seligkeit gewiß sein dürfe, möchte er übrigens zu den schwarzen, zu den braunen oder zu den weißen Leuten

gehören. Das fiel wie Thau und Sonnenschein auf das dürre Land in des Negers Seele. „Wie glücklich bin ich, wie glücklich!“ sprach er leise vor sich hin; nach dem Gottesdienst aber hatte der Prediger mit ihm eine Unterredung, die an seinem Herzen reich gesegnet wurde. — Meine Geliebten, wo finden sich bei uns Seelen mit diesem Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, mit diesem brennenden Verlangen nach Gnade und nach Vergebung der Schuld? Gott sei gelobt, sie fehlen uns nicht ganz; ein Same lebendiger Gotteskinder ist auch in unserer deutschen Christenheit, wenn auch nur sparsam, ausgestreut. Auch Israel hatte ja deren noch selbst in jener, dem Ende zueilenden Zeit. Wir finden sie hier im Evangelio, wie sie um den Herrn sich sammeln und seinen Einzug in die Stadt mit Lobgesängen feiern. Sie bilden den letzten gesunden Rest in dem abwekenden, hinsterbenden Volke. Sie sind's, um derer willen die Gerichte Gottes noch eine Weile aufgehalten wurden. Sie sollten mit ihrem Zeugniß den Namen des Herrn preisen, sie waren bestimmt, Missionsgemeinden und Missionsprediger und dadurch die Grundschwelle für die Kirchen der Heidenvölker zu werden. Da sehen wir den Beruf, den die Gotteskinder auch heut noch haben, vorgezeichnet. Salz und Sauerteig sollen sie sein auf Erden, für das Kommen des Herrn und seines Reiches sollen sie leben und weben, bitten und flehen, wirken und arbeiten. Liebe Pinner Gemeinde! Du hast ja wohl auch Seelen, die ihr Knie noch nicht vor Baal beugen, Seelen, die mit dem Geist der Kinderschaft aus Gott versiegelt sind und die ein verborgenes Leben mit Christo in Gott führen. Auch ersehe ich ja aus eurem Bericht, daß ihr euren Missionsberuf nicht vergessen habt. Aber der heutige Tag soll euch ein Weckruf, ein Posaunenstoß sein, daß ihr immer völliger werdet. Fahre fort, Zion, fahre fort im Licht! Mache deinen Leuchter helle! Laß die erste Liebe nicht! — Ich kenne ja euren inwendigen Seelenstand nicht genauer und weiß nicht, ob und welche besondere Gefahren euch drohen. Aber ich kenne in etwa des Satans Macht und List und das

Menschenherz in seiner Schwachheit, wie leicht es sich berücken und einschläfern läßt. Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werke des Herrn. Sammelt euch um ihn und helft ihm die Bahn brechen, damit er hier bei euch und draußen unter den Heiden mit immer vollerer Entfaltung seines Segens einziehe!

2.

Aber wie geschieht das Kommen des Herrn? Wie müssen die Seelen angefaßt werden bei dem Missionswerke, damit sie ihm sich zum Eingang öffnen? Das laßt uns weiter fragen.

Unser Evangelium zeigt uns, wie mannigfaltige Mittel und Wege der Herr braucht, um sich der Menschenherzen zu bemächtigen. Da redet er mit Jerusalem freundlich, da fährt er einher im Wetter des Zornes, da übet er Langmuth und wird nicht müde, das Wort auszustreuen, so lange seine Zeit dauert. — Im Anfang des Evangeliums sehen wir ihn weinen und klagen. O diese Thränen aus den heiligen Jesu-Augen, sollte man nicht meinen, sie müßten wie heißes Metall auf das verhärtete Gewissen fallen, sie müßten den Sinn des Sünders, und wäre er wie Fels und Stein, zerschmelzen mit ihrer Gluth? In diesen thränenden Augen spiegelt sich sein ganzes Heilands-herz ab, wie es darinnen von Erbarmung brandet und wogt, wie ein Meer. O ihr heiligen Thränen, ich bin zu schwach, euch zu fassen! Das Geheimniß der Liebe ist zu groß, daß mein Gott und Schöpfer um den armen Erdentwurm, der sich gegen ihn empört hat, sich so kümmern, daß sein Herz so brünstig gegen ihn werden kann. Ich kann nur staunen und anbeten. — Aber nun leset einen Vers weiter. Wie völlig verwandelt ist da der Herr! Wir kennen ihn kaum wieder. Mit hochgeschwungener Geißel erblicken wir ihn, sein Angesicht glühend im Zorn, wie ein Gott steht er da, Einer gegen Alle und treibt die Tempelschänder zu den Vorhöfen hinaus, stößt die Tische der Wechsler um, schüttet das Geld, womit sie wu-

chern, zu Boden und ruft: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht. — Und der Schluß des Evangeliums zeigt ihn uns wieder, wie er in rührender Geduld und Ausdauer täglich im Tempel lehret und die Zeit, die ihm gegeben ist, auskauft, ob sie noch kommen und auf das Wort hören wollen.

In diesem engen Rahmen des Evangeliums stellen sich uns die Grundzüge seines missionirenden Wirkens zu allen Zeiten dar. So wie hier hat er je und je sich gegen Israel verhalten: von Anfang an hat er ihnen das Wort seiner Lehre und Offenbarung gereicht und sie dabei geweidet mit dem Stab Sanft und dem Stab Wehe. Das eine Mal hat er sie auf Adlersflügeln getragen und hat ihnen Ruhe und friedliche Zeiten beschert, wo jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen und die Freundlichkeit des Herrn schmecken konnte. Und dann wieder hat er sie mit eiserner Ruthe und mit dem Stecken des Treibers geschlagen bis dahin, wo er den Leuchter ganz von der Stätte stieß, wo er die zur Mördergrube entweihte Stadt schleifte und in den Flammen seines Bornes verbrannte. — So treibt er Mission auch unter den übrigen Völkern, auch an unserem Volke. Er beschert Tage der Gnaden und der Erquickung. Er erfreut mit allerlei Wohlthaten, leiblichen und geistlichen, behülft vor Schaden und Gefahr zum ungestörten Gebrauch derselben und giebt den Gemeinden Frieden, daß sie sich bauen können in der Furcht Gottes. Als ein guter Hirte weidet er seine Schäflein auf grüner Aue und führt sie zum frischen Wasser; wo aber eines sich verirrt, läuft er ihm nach, lockt und ruft er es zurück. — Mit rührender Treue, mit einem Ueberschwang von Segen und Wohlthun wirbt er um die Seelen, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. — Aber es verwandelt sich auch seine Gestalt wieder. Da erscheint er nicht mehr als sanftmüthiger König der Tochter Zions, der unter Palmenträgern, begleitet von den Sossannah-Rufen der Kinder und der Gläubigen, reitend auf einem Esel in seinen Tempel einzieht. Er erscheint, wie das 6te Kapitel der Offenbarung

Johannis ihn darstellt, als der Ritter auf dem weißen Pferde, wie er, mit der Krone auf dem Haupte, mit dem gespannten Bogen in der Hand, auszieht, um zu streiten und zu überwinden. Drei Reiter folgen dann hinter ihm her auf rothem, schwarzem und fahlem Rosse. Der erste, der auf dem rothen Rosse, ist der Krieg, denn ihm wird ein großes Schwert gegeben, und es heißt: Ihm ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde, und daß sie sich unter einander erwürgeten. Der andere, der auf dem schwarzen Rosse, stellt die theure Zeit vor, denn er hat eine Wage in seiner Hand, um genau das Getreide abzuwiegen, und eine Stimme spricht: „Ein Maaß Weizen um einen Groschen, und drei Maaß Gerste um einen Groschen!“ um die hohen Preise für die erforderlichen nothwendigen Bedürfnisse des Lebens anzudeuten. Und die dritte Gestalt auf dem fahlen Rosse soll wohl die Sterbeplagen in Folge schwerer Seuchen und ansteckender Krankheiten bezeichnen, denn ihr Name ist Tod und die Hölle folgt ihnen nach, und ihnen ward Macht gegeben, „zu tödten das vierte Theil auf der Erde.“ — Welch ein gräßliches Gefolge, meine Geliebten, mit welchem der Siegesfürst in sein Land einzieht! Aber achtet nur auf die Zeichen der Zeit: eben in unsern Tagen können einigermaßen erleuchtete Augen ihn in dieser Gestalt schauen. Wie viel Schaalen seines Bornes hat er nicht über uns ausgegossen! Wie viel Geißeln hat er nicht geschwungen! So viel Plagen hat er gesendet, von denen, wie man meinen sollte, schon eine hinreichend wäre, die Kniee, wären sie nicht allzusteiß, zu beugen, und die Herzen, wären sie nicht zu verhärtet, zu zerschlagen! Mit Krieg und Kriegsgeschrei, mit Aufruhr und Empörung, mit Cholera und Seuchen, mit Mißwachs und theurer, nahrungsloser Zeit, mit Ueberschwemmung und Wasserstoth hat er unser Land heimgesucht, hat er Mission unter uns getrieben. O, daß wir erkennen möchten, was zu unserem Frieden dient! daß diese Anfechtungen uns doch auf's Wort merken lehrten! Noch ist Gnade in seinem Born, womit er uns heimsucht. Ist das Maaß der Sünden voll, so weicht die

Liebe heraus und der Zorn bleibt allein übrig. So haben ganze Völker, so haben einzelne Menschen ihre Gnadenfristen, ihre Heimsuchungstunden, und die kommen und — gehen. Darum gilt's wohl, sie nicht zu verschleudern, sondern weise auszukaufen. Schon Luther warnte sein Volk zu seinen Zeiten: „Ihr lieben Deutschen, kauft, dieweil der Markt vor der Thüre ist! Glaubet an das Evangelium, dieweil ihr es habt! Asien hat es gehabt, jezt haben sie den Türken! Italien hat es gehabt, jezt haben sie den Papst!“ Heut hätte unser Volk diese Warnung noch mehr vonnöthen. Möge sie daher Jeder für seine eigene Seele ja recht zu Herzen nehmen und sich prüfen, was denn der Herr mit seiner Missionsarbeit an ihm erreicht, was man in guten und in bösen Tagen für Frucht gebracht, ob man in jenen sich nicht zur Lasseheit und Weltlust, in diesen zum Undank und Murren habe verführen und von dem Herzen Gottes abziehen lassen.

Wo es nun aber dem Herrn gelingt mit seinen Mühen, wo unter seinem Liebessonnenschein, wo unter seinen Zorneswetterern eine neue Creatur geboren wird, da empfängt diese auch zugleich etwas mit von demselben Eisergeiste Christi, von derselben brennenden Liebe für die Menschenseelen, von demselben flammenden Zorn und Abscheu gegen die Sünde. Beides, diese Liebe und dieser Zorn gehören ja eng zusammen. Ist die Liebe ächt, so kann sie auch zürnen, und ist der Zorn rein, so stammt er aus der Liebe, die über des Sünders Elend — Thränen weinen kann. Dieser Geist heiligen Eifers ist der rechte Missionsgeist. Die Welt hat ihn nicht, denn sie hat weder Menschenliebe noch Sündenhaß, darum will sie auch von der Mission nichts wissen. Entweder spricht sie: „was gehen mich die Heiden an?“ — eine ähnliche Frage wie Kains: „soll ich meines Bruders Hüter sein?“ — Oder sie hält die Gözendiener gar nicht für elend und hilfsbedürftig, sondern für harmlose unschuldige Naturvölker, für die es das Beste wäre, wenn sie in ihrem Kindheitszustande blieben, — oder sie will ihrem Mangel damit abhelfen, daß sie sie zur Höhe der verfeinerten

europäischen Gesittung und Civilisation emporhebt, während wir wissen, daß doch alle menschliche Gesittung und Cultur, so weit sie nicht in der Wiedergeburt aus Gott wurzelt, nur in noch scheußlichere heidnische Greuel zurückführt. — Nein, den Schaden der Seelen heilt kein Kraut noch Pflaster, sondern das einzige Mittel ist das Wort Gottes. Einen andern Namen zum Seligwerden für die Heiden giebt es nicht, denn den Namen Jesu. Und gerade in der Gegenwart bewährt sich dies Heilmittel so herrlich. Gerade die Gegenwart fordert uns dringend auf, an der Bekehrung der Heiden mitzuwirken. Es ist gerade unsere Zeit eine rechte Missionszeit im Reiche Gottes. Welche Gnadenwunder haben sich nicht auf diesem Gebiet in den letzten hundert, ja nur in den letzten fünfzig Jahren begeben! Des Herrn Kommen geschieht mit Gewalt, er hält Einzug bei den Heiden. Er kommt im sanften Säufeln, er kommt in Sturm und Ungewitter, er kommt in den lieblichen Füßen der Boten, die da Frieden predigen und Heil verkündigen. Er kommt aber auch in den Kaffernkriegen in Afrika, und seine Ferse schreitet über die Leichenhügel, die in der Krüm sich erheben, — wenn schon wir noch nicht sehen, wo es dort hinauswill. Achtet auf diese Zeichen der Zeit und helfet dem Herrn treulich mitziehen an seinem Missionsneze!

Die rechte Treue ist aber keine leichte Sache, sie greift an die Seele, sie geht an's Leben, sie fordert den ganzen Menschen und seine ganze Kraft. Dies führt uns auf unsern Schlupfheil, auf das Opfer, das die Mission kostet.

3.

Bers 47 lesen wir: „Und er lehrte täglich im Tempel. Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten und die Vornehmsten im Volk trachteten ihm nach, wie sie ihn umbrächten.“ Das war ein saures Stück Arbeit! Alle Tage sein Predigtwerk zu treiben diesen Todfeinden gegenüber, ihren mordgierigen Blicken sich immer auf's Neue auszusetzen und doch nicht zu

ermüden! — Da zuletzt blieb es nicht bei den Blicken: Er gab sich in die Hände der Mörder. Geduldig wie ein Lämmlein ließ er sich auf's Holz legen und als Opfer schlachten. Glaubt es, meine Geliebten, es sind wohl Manche eines schrecken- und martervollen Todes gestorben, jedoch an die Sterbequalen, die Jesus gelitten hat, reicht das bei Weitem nicht hinan. Aber fragt ihn einmal, ob es ihm heut' leid sei, den Kelch der Todesbitterkeit bis auf die Hefe ausgeleert zu haben! Leid? Nein, wenn er es nicht schon gebracht hätte das Opfer für die Sünde der Welt, so wäre er heut' noch bereit, es zu bringen, es für jeden von uns zu bringen. Die Frucht ist zu köstlich, die aus dem Weizenkorn sprießt, nachdem es einmal in die Erde gefallen. Mit diesem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden. Nun der Durchbrecher vor uns heraufgefahren, können die armen Sünder nach ihm durchbrechen. Der Born ist gestillt, sie können Gnade um Gnade nehmen. Wenn da nun so eine arme heilsbegierige Seele in ihrem Kämmerlein liegt, niedergebeugt unter der Last ihrer Sünden, und dabei doch mit Glaubensinnigkeit sich fest an ihren Blutbrütigam klammert und spricht: Ach mein Herr Jesu, wenn ich dich nicht hätte Und wenn dein Blut nicht für die Sünder redte, Wo sollt' ich Almster unter den Elenden Mich sonst hinwenden! — Ich wüßte nicht, wo ich vor Jammer bliebe! Denn wo ist solch ein Herz, wie dein's, voll Liebe? Du, du bist meine Zuversicht alleine, Ich weiß sonst keine!“ — welche Freude wird da sein Gottes- und Heilandsherz durchgehen! wird's ihm nicht sein, als wüchse seine eigene Herrlichkeit und Seligkeit, wenn er einen armen Wurm also begnadigen und beseligen kann? Und alle die tausend mal tausend, die versammelt zu ihm kommen, die den besleckten Rock des Fleisches ausgezogen und ihre Kleider helle gemacht haben im Blute des Lammes, die Apostel und Propheten, die vielen Hirten mit ihren vielen Gemeinden aller Ecken und Enden der Erde, aus allen Zeitaltern und Geschlechtern: — (der Herr gebe, daß auch wir hier gegenwärtige Pastoren mit den Unsrigen vereinst unter

ihnen erfunden werden! —) welch' eine reiche Ernte, die aus der Blut- und Thränenfaat Christi hervorgesproßt ist!

Aber Mir nach spricht Christus unser Held! Hat er das Missionsfeld mit Blut und Opfer erkaufte und erworben, so kann es auch nur mit Blut und Opfer gedünget und bebauet werden. Sehet an alle die Jünger um ihn her, die lieben Zwölf (mit Ausnahme des verlorenen Kindes) voran, und dann die Zeugen, die in ihre Fußtapfen traten, die er hinaus sandte auf die Straße der Heiden, wie die Schafe mitten unter die Wölfe, sie haben ihr Leben nicht geliebet bis in den Tod! Etliche haben, wie der Brief an die Ebräer auch auf die neutestamentlichen Zeugen Jesu vorausdeutend schreibt, Etliche haben Spott und Geißeln erlitten, dazu Bande und Gefängniß, sie sind gesteinigt, zerhackt, zerstoehen, durchs Schwert getödtet, sie sind umhergegangen mit Pelzen und Ziegenfellen, mit Mangel, mit Trübsal, mit Ungemach, deren die Welt nicht werth war, und sind in Elend gegangen in den Wüsten, auf den Bergen, in den Klüften und Löchern der Erde. Keine Kirche ist ohne Blut und Opfer gegründet. Was würde aus Deutschland geworden sein, wenn nicht freiwillige Kämpfer gegen die heidnischen Völker hervorgetreten wären, und für ihren Herrn und ihre Brüder ihr Leben nicht in die Schanze geschlagen hätten! Die Jahreszahl hat euch schon an Bonifacius erinnert, der vor 1100 Jahren von den Friesen getödtet wurde. Noch näher sind uns die Gräber eines Bischofs Adalbert von Prag, der in Danzig gepredigt hat und im Jahre 997 als Märtyrer gestorben ist, und eines Bischofs Bruno, der, ein sächsischer Edelmann, tief erschüttert durch den Anblick eines Gemäldes vom Märtyrertode des Bonifacius, den Entschluß faßte, selbst Missionär zu werden und nach Preußen ging, wo er aber schon 1108 im zweiten Jahre seiner Wirksamkeit zusammen mit seinen Gehülfen erschlagen wurde. Und so ist es bis in die neuesten Zeiten gegangen: wo Mission getrieben worden ist, da sind Opfer über Opfer gefallen. Aber eine wunderbare, seltsame Sache ist es, die wir zu allen Zeiten sich wiederholen sehen: je größer die

Gefahr, desto stärker der Muth; je mehr Opfer fallen, desto mehr drängen sich herzu, je stärker der Verfolgungswind bläset, um das Feuer des heiligen Geistes auszulöschen, desto mehr wird die Gluth angefacht, und manches Fünklein, das vorher nur matt, geglommen, wird dann zur hellen Flamme. Blut und Thränen haben sich stets als fruchtbare Saat auf dem Kirchenacker bewährt. In Madagaskar wüthet die alte Schlange noch heut mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn, aber diese wanken nicht im Bekenntniß und versiegeln es freudig mit ihrem Tode. Westafrika ist ein wahrer Kirchhof von Missionären geworden: was die Keule der Wilden verschont, das rafften die tödtlichen gelben Fieber hin. Aber immer fand sich der Ersatzmann, wenn der Vordermann gefallen war. Als ein Missionar von Amerika dorthin abreiste, sagte er zu seinem Freunde, der ihn nach dem Schiffe geleitete: „Wenn ich in Afrika sterbe, so mußt du nachkommen und mir eine Grabchrift schreiben.“ „Ich will es,“ antwortete Jener, „aber was soll ich schreiben?“ „Laßt 1000 Missionare sterben, ehe Afrika aufgegeben wird.“ Und dazu sang Zinzendorf in Deutschland: Gar Viele werden ausgesät, Als wären sie verloren, Allein auf ihren Gräbern steht: Das ist die Saat der Mohren! Meine Geliebten, es muß nicht so erschrecklich sein, als es dem Fleisch und Blut vorkommt, nein, es muß eine wunderbare Süßigkeit, ein geheimnißvoll lockender Zauber darin liegen, für den Herrn Jesum sein Leben zu lassen. Die Liebe ist stark, wie der Tod und stärker noch. Solltet ihr nicht auch ein Verständniß dafür haben? Ich wenigstens, obwohl ich nicht rühmen will, von Natur mit sonderlichem Heldenmuth und mit besonderer Lust am Ertragen schwerer Leiden ausgerüstet zu sein, hoffe dennoch, wenn es einmal gälte: Leben um Leben! — daß der Herr, den ich lieb habe und als deß Eigenthum ich mich weiß, mich nicht mit seiner Kraft verlassen und mit Freudigkeit mich stärken würde, Alles an Alles zu setzen. Ein Luther war sich dessen so gewiß, daß er einmal, rings umgeben von Todesgefahren, in wahrem Triumphtone ausrief: „Und wenn ich hundert Häße

hätte, sie müßten alle 'ran!" — Nun von ihm hat der Herr nicht den Hals, nicht Leib und Leben als Märtyropfer gefordert. Von uns fordert er es auch nicht. Wir leben in friedlichen Zeiten. Wenigstens bis jetzt noch. Wir wissen freilich nicht, was noch kommt; denn die Bestie, das Thier des Abgrundes, das trunken ist vom Blute der Heiligen, schlummert nur und kann jeden Augenblick wieder erwachen, und hat es erst wieder einmal gekostet, so ist es schwer zu sättigen. Doch bis jetzt genießen wir Frieden und Ruhe und wir wollen den Herrn dafür inniglich preisen. Indessen ohne Opfer sollen wir darum nicht sein; ohne Opfer kein Christenthum, keine Mission. — Und weißt du, was für Opfergaben es sind, die der Herr von uns haben will? — „Ei nun, unser Geld und Gut; denn zur Ausstattung von Missionaren, wenn sie in erwünscht reicher Anzahl ins Heidenland gehen sollen, müssen auch reiche Beistauern auf den Missionsaltar niedergelegt werden.“ — Ist wahr, der Herr bedarf deines Geldes; aber die erste und nothwendigste Gabe ist es nicht. „Ei nun, so sind es unsere Gebete, die er haben will zum angenehmen Rauchopfer?“ — Ist auch wahr: der Herr will gebeten sein, wenn er Segen schaffen soll; aber die nächste und erste Gabe ist dies auch nicht. „Nun, was wünschst er denn von mir zum Opfer?“ Ich will es dir sagen: Er wünscht deine Sünde! Und gerade die, die dir die allerliebste ist, die will er zuerst haben, sei es die Wollust, sei es der Weltfinn, oder die Eitelkeit, oder die Ehrsucht, oder der Geldgeiz: den Isaak, das Schooßkind, das dir am tiefsten an's Herz gewachsen ist, das sollst du ihm schlachten und opfern. Ihm schadet die Sünde nicht, er wirft sie in's Meer, er heftet sie an's Kreuz, er vertilgt sie durch sein Blut. Dir schadet sie, denn du gehst, wenn du sie behältst, darüber mit Leib und Seele zu Grunde. — Meine Geliebten, wenn alle Christen solches Opfer brächten, alle Christen ihr Fleisch so kreuzigten und ihren alten Adam in den Tod gäben: was für ein fruchtbares Leben im heiligen Geist, im Geist der Gnaden und des Gebets, in der Nachfolge Jesu würde da erblühen! und

was für ein reiches Missionsleben zugleich! was für eine Schaar von Missionaren würde im Schooße solcher Gemeinden erweckt werden! Ganze Regimenter würden dann gegen die Befestigungen Satans unter den Heiden vorrücken können, wo wir jetzt nur einzelne Vorposten abschicken. Was für einen mächtigen Hinterhalt würden die dortigen Kämpfer an den Missionsgemeinden haben, die daheim für sie stritten mit Gebet und Flehen! was für hochgehende Segensströme würden rund um die Erde herum fluthen — aus der Christenheit in die Heidenwelt und wieder zurück in die Christenheit!

O zeuch ein, Herr Jesu, zeuch ein in unsere Herzen! Be-reite sie dir zu deinem Zion, zu deinem Tempel zu! Zeuch ein mit deinem Wort und Geist auch in die Länder, wo die Seelen noch in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen, und laß dein Evangelium schnelle laufen, damit bald die ganze Erde deiner Erkenntniß voll werde, gleich wie das Wasser den Meeresgrund bedeckt! Segne, o Herr! deine Christenheit an allen Orten und Enden! Sieh' insonderheit diese Gemeinde hier in Gnaden an und gieb, daß die Predigt von dir immer kräftiger in ihr werde! Laß den Samen lebendiger Christen an diesem Orte niemals ausgehen und behalte dir hier ein Volk von Gotteskindern, das deiner Zukunft wartet, bis zum jüngsten Tage! Segne die herrschaftliche Familie dieses Ortes in allen ihren Zweigen und Gliedern, bewahre ihr von Geschlecht zu Geschlecht als väterliches Erbtheil die lebendige Gliedschaft an deinem Leibe, o Herr, und die Hoffnung des unvergänglichen Erbes! Setze sie den Gemeinden, die du ihr anvertraut hast, zum Segen für und für! Erfülle den Prediger mit Geist und Kraft aus der Höhe, um dein Werk allewege mit Freudigkeit zu treiben und reiche Frucht in deinem Weinberg zu schaffen! Uns Allen aber verleihe, daß Keiner demaleinst, wenn du deinen Einzug am Ende der Tage sichtbar in Pracht und Herrlichkeit halten wirst, in deinem Geleite fehlen möge. Laß den Blick in's himmlische Jerusalem, wie es als geschmückte Braut vom Himmel herab-fährt, uns ohne Unterlaß vor Augen stehen, so daß den Grund

unserer beständigen Lebensstimmung das Wort bilde, was wir
in Liede singen und sagen:

Ich bin zufrieden,
 Daß ich die Stadt gesehn,
 Und ohn' Ermüden
 Will ich ihr näher gehn,
 Und ihre hellen goldnen Gassen
 Lebenslang nicht aus den Augen lassen.

Amen.



XII.

Wachen und Beten.

(Ansprache an die zur Posener Pastoral-Conferenz im Frühjahr 1856 versammelten
Amtsbrüder.)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen
Geistes. Amen.

Verehrte und geliebte Brüder! Unserer Gewohnheit gemäß habe ich Sie zunächst willkommen zu heißen mit herzlichem Brudergruß und mit dem innigen Wunsch, daß der treue Gott und Heiland unser Zusammensein mit reichem Segen krönen und dazu seinen heiligen Geist, den Geist der Gnade und des Gebets, der Beugung und der Glaubensfreude in vollen Strömen über uns ausgieße. Schenke er uns Tage voll Ermahnung in Christo, voll Trost der Liebe, voll Gemeinschaft des Geistes, — voll klarer und seliger Durchblicke nach der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem und der Menge vieler tausend Engel und der Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, damit wir uns bewußt werden, daß derer, die bei uns sind, mehr ist, als derer, die wider uns zu Felde liegen. Mögen diese Tage Licht- und Lebensquellen werden, aus denen wir noch lange schöpfen, wenn wir, neu geschürzt und gegürtet, im Innern gelabt und erquickt, ein jeder auf seinen Posten wieder zurückgegangen sind. — Ja! Amen! Herr Jesu, besprenge uns mit deinem Blute und segne uns um deiner Liebe willen! Amen.

Hiernächst liegt mir ob, den nachfolgenden Besprechungen ein Einleitungswort voranzuschicken. Es geschehe dies im Aufblick zu Ihm nach dem Wort unseres Herrn Matth. 26, V. 41. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Der Geist ist willig; aber das Fleisch ist schwach.

Dies Wort, geliebte Brüder, versetzt uns in eine der dunkelsten Stunden der heiligen Passionsgeschichte und der Weltgeschichte überhaupt, in so fern ja jene das innerste Centrum von dieser bildet. Es ist die Stunde, wo die Macht der höllischen Finsterniß herrscht und die Bäche Belials wider den Heiligen Gottes heranzusthnen. Den Löwen von Juda erblicken wir als das Lamm, das zum Opfer bereitet wird: den Fürsten über Gottes Heer, den Herrn der Herrlichkeit als das arme Menschenkind, unter der Angst der Sündenlast einer ganzen Welt hin und her irrend und Trost suchend. Seine Natur schaudert zurück vor dem Kelch, der nun an seine Lippen kommt. Mein Vater, ist's möglich, so gehe der Kelch vorüber, hören wir ihn rufen unter Blutschweiß und Niederfallen auf sein Angeficht. Diese Gethsemane-Stunde ist's, auf welche der Dichter hindentend singt:

Du bist der Ursprung aller Freud',
 Und duldest soviel Herzeleid!
 Bist aller Heiden Trost und Licht,
 Suchst selber Trost und findest ihn nicht!

Mitten inne stehend in diesen Gerichten und Anfechtungen, die unser Bürge, Gott sei gelobt, für uns zum Siege herausführte, da der Fürst dieser Welt nichts an ihm hatte, redet der Herr dies Wort zu seinen Jüngern, als diese, voll von Traurigkeit, nicht eine Stunde mit ihm wachen konnten und ihre Augen voll Schlags waren: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. — Er kann den Zweck seiner Ermunterung, das *να μη προσέληθε εις πειρασμον*, nicht so verstehen, als ob die Versuchung ihnen überhaupt nicht nahe kommen sollte.

Vielmehr war diese schon da. Die Seelen lagen bereits in Siebe Satans und es begann dies eben geschüttelt zu werden. Nein! der Herr will wehren, daß sie in die Versuchung nicht hineinfallen, wie Luther treffend übersezt hat, nicht blindlings, nicht kopfüber hineinstürzen und so darin untergehen. Mit wachem Blick, mit klar- und vollbewußter Uebersicht über den Stand der Gefahr, über des Feindes Macht und List, und darum mit dem Hülfesruf nach Stärke von oben, so sollen sie sich den Anläufen gegenüberstellen; — dieselbe Ermahnung, womit späterhin Petrus selbst seine Brüder stärkt: Seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge. — Dazu sei nun, meint der Herr, um so mehr Ursach vorhanden, als der Geist zwar willig, aber das Fleisch schwach sei: τὸ πνεῦμα πρόθυμον, ἡ δὲ σὰρξ ἀσθενής. Was heißt dies? Der Herr redet hier, den besten Fall voraussetzend, aus seiner eigenen Stimmung und Stellung heraus. Auch im besten Falle, wenn, wie bei ihm, dem Herrn, der Geist seine Willigkeit zum Leiden, zum Gehorsam gegen den Vater bethätigt, erweist sich das Fleisch doch immer in seiner Schwäche, womit es des Geistes Kraft und Aufschwung dämpft und niederhält, in jener Schwäche, welche dem Fleische seiner ganzen Natur nach, auch abgesehen von der sündigen Verderbtheit, schon beiwohnt, und wonach es, wie Luther veranschaulichend sagt, einem Balken gleich ist, der die schwere Last nicht zu tragen vermag und daher der Unterstützung durch übernatürliche Kräfte bedarf, wenn er nicht zerbrechen soll. Im vollen Sinne gilt dies von Ihm allein, unserem Herrn. Denn welches gewöhnliche Menschenkind dürfte von sich aussagen, daß der Geist bei ihm in voller Willigkeit stehe, und das Fleisch nichts mehr, als eben nur schwach sei? Ist nicht die sinnliche Natur vielmehr der Siz der Sünde und des Aergernisses? Hasten nicht in ihr Wurzel und Same des Bösen? Stehen nicht die Gliedmaßen im Dienste der Ungerechtigkeit? Um wie viel dringlicher wird dadurch der Ruf: Wachet und betet!

Besteht nun, geliebte Brüder, kein Zweifel darüber, daß dieser mahnende Zuruf, wie für jene Jünger, so auch für alle Diener des Herrn in den nachfolgenden Zeiten seine Geltung habe, so fragt sich weiter, ob er nur für besondere Zeitläufte und Lagen und für welche etwa gesprochen sei. Gewöhnlich folgt hierauf die rasche Antwort: für immer, für alle Zeiten und Umstände, weil eben immer Anfechtung vorhanden ist, und, um noch einmal mit Luther zu reden, die gefährlichste Anfechtung die ist, daß man keine hat. Dennoch darf man wohl nicht übersehen, daß im eminenten Sinne dies „Wachet und betet“ Beherzigung verdient, wo es, wie in Gethsemane besonders heftige Anläufe der höllischen Macht der Finsterniß zu bestehen giebt. Und hier dürfen wir keinen Anstand nehmen, dies von der Gegenwart zu behaupten. Achten wir auf die Zeichen der Zeit, geliebte Brüder, so kann es uns nicht entgehen, daß es vielleicht selten eine solche gegeben hat, wo die Feindschaft zwischen der kleinen Heerde und ihrem Widersacher in offenem, großen Kriege so heiß entbraunt wäre, wie in dieser! Wer die Jahre des vorigen Decenniums in den Herzprovinzen unseres Vaterlandes verlebt hat, der hat erfahren, wie da das Kirchenschifflein des Herrn von den wilden Wogen hin und her gerüttelt, wie da der Grund aufgerührt wurde, so daß, um es zu verschlingen, hier eine Tiefe und da eine Tiefe braufete, wie da der Feind seine Truppen unter den mannigfaltigsten Gestalten ins Feld führte: im Lichtfreundthum, in der Revolution, im Materialismus, die, wenn auch unter sich wieder gespalten, doch alle einig sind in der Feindschaft wider den Herrn und seinen Gesalbten und in der Losung: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!“ Und wenn nun gegenwärtig seit Kurzem Windstille eingetreten, wenn bei der überhand genommenen allgemeinen Gläubigkeit und bei der Geschäftigkeit in Sachen des Reichs Gottes der Schein eines vorläufigen Sieges entstanden ist: wer sollte so arglos sein, sich durch diesen Schein täuschen zu lassen. Nein! der Feind rüstet aufs neue, er hat einen großen Born, und

weiß wohl, daß er wenig Zeit hat. Er sucht durch Verwirrung der Begriffe, durch Verschiebung der Gegensätze das Lager zu unterminiren und Zerwürfniß in unsere Reihen zu bringen. Wenn Männer, die früher für Säulen des Glaubens galten, mit der Predigt des barsten Nationalismus, nur überhächt mit neuen Namen, hervortreten, und nicht Wenige, auch von denen es nicht erwartet wird, sich durch den Gleiß dieser Darstellung blenden lassen: müssen solche und andere Zeichen der Zeit nicht jeden Beobachter von gesundem Blick an das Wort des Herrn gemahnen, es werde eine Zeit kommen, wo, wenn es möglich wäre, auch die Auserwählten in den Irrthum verführt würden, wo selbst unter seinen Anhängern viele sich ärgern, viele sich unter einander hassen würden, wo die Unge rechtigkeit überhand nehmen und die Liebe in Vielen erkalten würde. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallt, ruft der Herr!

Lassen Sie mich jedoch, geliebte Brüder, absehend von der eigenthümlichen Signatur unserer Zeit zur näheren Bezeichnung einzelner seelengefährlicher Angriffe, denen die Diener Christi ausgesetzt sind, noch etliche Punkte besonders hervorheben.

Vor Allem liegt es hier wohl nahe, hinzuweisen auf die drohende Gefahr, innerlich zu erschlaffen und durch die ordinäre Prosa des Lebens, durch die Schwere, womit das Verflochtensein in die Welt, in die Sorge und in die Lust der Welt auf die Seele drückt, heruntergezogen zu werden. Und in demselben Maß, als der Fuß träge wird im Lauf nach dem himmlischen Kleinod und das Herz weilt in der Sehnsucht danach, pflegt dann auch der Blick sich zu verdunkeln und das Urtheil abzustumpfen. Man sagt sich zu bald das Friede! Friede! vor, wo doch kein Friede ist! Irre ich nicht, so haben gerade wir in unserer Provinz dies sorgfältig zu Herzen zu nehmen! Der Stand unserer Gemeinden macht für den ersten Blick meist einen trefflichen Eindruck! Fleißiger Kirchenbesuch, zahlreiche

Abendmahlsfeiern, Achtung vor der Autorität des geistlichen Amtes, mit Ausnahme etwa der gebildeten Stände: es herrscht ein stiller Geist im Gemeindeleben, die stürmischen Bewegungen, die die Kirche deutscher Reformation zu bestehen hat, äußern sich hier in unserer entlegenen Provinz nur in leiseren Wellenschlägen, und auch in diesen kaum. Aber ist es die Stille der Wasser von Siloah, die leise fluthen? Oder ist es die Stille des Sumpfes? Ihr wißt es viel besser, wie ich, liebe Brüder, wie manche Gemeinde es geben mag, wo Jahr aus Jahr ein zahlreiche Predigten vor zahlreichen Zuhörerschaften gehalten werden, und in denen doch vielleicht der Tod noch herrscht und nach Seelen, die das Siegel der Gotteskindschaft in sich tragen, vergeblich gesucht wird — Felber voller Todengebeine, mordernde Bethesda-Teiche, wo kein Engel das Wasser bewegt. — Und der Hirt, der doch die Verantwortlichkeit für seine Heerde auf sich zu nehmen hat, von dessen Hand Gott das Blut so vieler Seelen fordern will, o! wie manchmal mag er den wahren Stand der Dinge nicht kennen! Es ist vor seinen Augen verborgen. Sein Inneres wird in Anspruch genommen, entweder, wenn er arm ist, von der Sorge der Welt, von der Sorge für des Leibes Nahrung und Nothdurft, für Weib und Kind, oder wenn er darum nicht zu sorgen hat, von der Lust der Welt, von Bauchdienst und feinerer oder gröberer Fleischespflege! O was mag das dem höllischen Feinde für eine Wonne und Triumph sein, wenn er so manchen Prediger, der ein Pfeil des Heils wohl sein könnte und sollte, durch „flache Unbedeutendheit,“ durch fade Genüsse und weltförmiges Wesen innerlich langsam abschwächt und für das Himmlische ermüdet, dem Pfeil des Heils die Spitze abbricht und dem Arme zum Schwingen des Schwertes die Kraft raubt! Meine geliebten Brüder! Lasset uns wachen und beten, denn frei von dieser Anfechtung ist Keiner von uns und ich glaube aus den meisten Seelen heraus zu sprechen, wenn ich bekenne: mein Glaubenslicht brennt viel zu matt; meine Seele läßt sich durch

die Schlingen der Welt mit ihrem Dichten und Trachten viel zu sorglos an die Erde fesseln, anstatt daß sie sie zerreißen, den Erdenstaub abschütteln und sich zum Himmlischen erheben sollte.

Die erste Gefahr ist Erschlaffung und Stumpfheit des innern Lebens. Ich nenne eine zweite Gefahr: den falschen Eifer. Die Liebe zu Jesu ist erwacht: sie brennt wie Gluth, aber sie hat fleischlichen Beisatz; man bringt fremdes Feuer auf den Altar, es ist nicht reine Flamme des Herrn. „Petre, stecke dein Schwert in die Scheide!“ sagt da der Herr, und: „des Menschen Sohn ist nicht gekommen, die Seelen zu verderben, sondern zu erretten!“

Häufiger noch geräth man an die dritte, dem falschen Eifer gerade gegenüberliegende Klippe, in die Versuchung zur falschen Klugheit. Wir sollen bemüht sein, wie wir eben hörten, die Seele durch falschen Eifer nicht zu verderben, aber das heißt nicht, womit es oft verwechselt wird: bemüht sein, es ja nicht mit den Seelen zu verderben. Merkt die Welt erst von einem Prediger, meine lieben Brüder, daß er gern bei ihr lieb Kind sein möchte, daß ihm an ihrer Gunst und Anerkennung viel liegt: dann ist's bald um seine Macht über die Gemüther aus, sie behandelt ihn als ihren Spielball und wirft ihn verächtlich bei Seite. — Wachtet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallt.

Wir gehen einen Schritt weiter, in die Tiefe des Predigerlebens herabsteigend, und begegnen, wie auf jeder neuen Stufe, auch einer neuen Anfechtung: es ist die zum Unmuth! Wenn ein Prediger Gottes in der Kraft des Herrn auftritt, durchglüht von der Liebe zu ihm, verzehrt vom Eifer für ihn und sein Haus: siehe da! die Welt glaubt es ja nicht, daß dies ächtes Gold sei, sie gießt höhnisch ihre Lauge auf sein Wirken, die niedrigsten Beweggründe legt sie ihm unter, der Prediger erlebt, daß es statt besser — böser wird durch sein Zeugniß, daß man sein treues Wirken mit Haß und Schmähen belohnt. Eine

Zeitlang hält man dies wohl aus: in der Begeisterung der ersten Liebe freut man sich, gewürdigt zu sein, mit dem Herrn Schmach zu leiden, man klagt's fröhlich seinem Gott: siehe, sie hassen mich ohne Ursach! Aber hält die Anfechtung an, erfährt man etwa selbst von solcher Seite Kopfschütteln und Kritik, von der man volle Anerkennung und Stütze erwartet hatte, so sinkt der Muth hin und die Seele füllt sich mit Bitterkeit; hatte doch sogar ein Elias, diese Heldenseele, seine schwache Stunde, wo er matt und müde gehezt unter der Wachholder saß und in Unmuth rief: Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele! Ich habe geeifert um den Gott Zebaoth, aber sie haben deine Altäre zerbrochen, und ich stehe allein und sie trachten mir nach dem Leben! — Wachet und betet! dann hilft der Herr auch durch solche Stunden, durchs Dunkel hindurch zu Licht und zu Freude!

Und noch eine Anfechtung nenne ich schließlich, die schwerste und herbste unter allen: die zum innern Zagen und zur Verzweiflung, indem die Seele des Predigers, der Andern die Gnade predigt, an dem eignen Gnadenstand irre wird, und in das eigene Innere hineinblickend in Angst und Schrecken versetzt wird und sich sagt: Wie? hat die Welt nicht Recht, wenn sie dich mit Schmach bewirft und mit dem Vorwurf der Unlauterkeit? — Meine geliebten Brüder! Kann ein Mensch sprechen: „Ist Gott für mich, wer mag wider mich sein!“ — dann hats keine Gefahr mit ihm auch in der tiefsten Anfechtung, dann heißt's wie bei David: Mit meinem Gott kann ich über die Mauern springen! Aber stellt Gott selbst sich wider mich, tritt er mir als Widersacher und als Feind gegenüber, das greift ans Mark des Lebens. Hier sollen wir nun gedenken, wie durch solche Hölle hindurch vor uns gar viele Knechte Gottes haben gehen müssen, und darunter selbst solche, die auf hohen Stufen im Reiche Gottes stehen, ein Jakob, ein Hiob, ein Assaph, ein David, ein Seremias, ein Paulus, ein Luther, sollen gedenken, daß dergleichen entsetzliche Anfechtungen

der Läuterungs-Tigel sind, worin die Seele von ihren Schlacken losgeschmolzen werden soll: da gilt es nur, fest zu stehen im starken Glauben an den Herrn und mit ihm zu ringen im Dunkel, bis die Morgenröthe anbricht. Wenn man sich so unter Gebet und Thränen wehrt gegen den Mann, der sich wider uns erhebt, wenn aus allen Mängeln und Schrecken der jagenden Seele heraus doch ein zuversichtliches: „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ hervortönt, da folgt auch der Sieg und der neue Name, folgt das Zeugniß: du hast mit Gott und Menschen gerungen und bist obgelegen, folgt lichtiges Anschau Gottes und Genesung der Seele, wenn auch die Narben an der verrenkten Hüfte — zum Schmerzlischen aber doch seligen Memento — fürs ganze Leben zurückbleiben.

Wachen und beten! Das bleibe also die Lösung! Beide Stücke gehören zusammen. Das Wachen ist nur möglich im Beten. Die Seele wird und bleibt munter, so lange ihr Blick dem Blick des Angesichtes Gottes begegnet, so lange sie im Wechselgespräch mit ihm verharret. Ist das Anhalten darin schwer, ei nun! es lernt sich das Beten — im Beten. Und Zeiten innerer Dürre, wo es einem am schwersten wird, das nüchterne, stille Warten, das strenge, starke Concentriren des ganzen innern Menschen auf den Herrn, werden von ihm nachmals reich gesegnet durch neue Geistesausgießung mit großem Frieden und Freude und Gewißheit des Sieges!

Hilf du uns dazu, lieber Herr! Mache dir aus uns eine Schaar treuer Zeugen, daß wir nicht lässig und faumselig in deinem Dienste erfunden werden! Salbe uns mit deinem Geiste, daß er uns rechtschaffen beuge und demüthige, und dann tröste und aufrichte! Und wo auf mir, oder auf einem dieser lieben Brüder ein verborgener Bann liegen sollte, löse, Herr! die Schlingen, erleuchte unsere Augen, und laß uns nüchtern werden von des Satans Strick! — Weile mit der Beweisung des Geistes und der Kraft auch in dieser Versammlung; halte

fern alles eitle, unfruchtbare Reden, und weise die Lippen, die sich öffnen, daß sie nur reden, was nützlich ist zur Erbauung und zum Frieden. Sieh doch in rechter Fülle den Geist brüderlicher Liebe in unsern Kreis und unbefangener, herziger Eröffnung der Gemüther gegen einander, damit wir unserer Gemeinschaft mit einander und in dir innig froh werden. Laß unser Herz zu dir wachen und beten, daß wir nicht in Aufsechtung fallen, sondern stark in dir und in der Macht deiner Stärke, stehen, Alles wohl ausrichten und das Feld behalten mögen!

Amen.



Inhalt.

	Seite.
I. Bekenntniß von Christo. Röm. 1, 16.....	1
II. Jesum suchen. (1. Sonnt. n. Epiph.) Luc. II. 41—52.....	13
III. Arbeit und Lohn im Reiche Gottes. (Septuagesimä.) Matth. XX. 1—16.....	26
IV. Pilatus. Joh. 18, 28—29, 16.....	39
V. Thomas. (Quasimodogeniti.) Joh. XX. 24—31.....	54
VI. Christus das Band zwischen Himmel und Erde. (Himmelfahrts- fest.) Col. III. 1, 2.....	68
VII. Das Verlorne — gesucht und gefunden. (3. Sonnt. n. Trin.) Luc. XV. 1—10.....	80
VIII. Vergebung der Sünden. (19. S. n. Trin.) Matth. IX. 1—8. 95	
IX. Demuth und Glaube. (3. S. n. Epiph.) Matth. VIII. 5—13...109	
X. Die Zeitrechnung der Kinder Gottes. (Neujahrstag.) 2 Cor. V. 17..124	
XI. Christi Einzug in seine Stadt. (Missionsfest.) Ge. am 10. S. n. Trin. Luc. 19, 41—48.....	136
XII. Wachen und beten. (Conferenz-Ansprache.).....	157



INHALT

I. Einleitung 1

II. Die Geschichte der Botanik 1

III. Die Pflanzenwelt 1

IV. Die Pflanzenwelt 1

V. Die Pflanzenwelt 1

VI. Die Pflanzenwelt 1

VII. Die Pflanzenwelt 1

VIII. Die Pflanzenwelt 1

IX. Die Pflanzenwelt 1

X. Die Pflanzenwelt 1

XI. Die Pflanzenwelt 1

XII. Die Pflanzenwelt 1

